7
2. FEBRUARHEFT 1967

ZEIT IM BILD

SOS-TAUCHER BENÖTIGT!

Reportage aus der Arbeit unserer Fischfangflotte

TOD-FEINDE

Professor Grzimek schildert einen Kampf zwischen Mungo und Brillenschlange

0,30 MDN

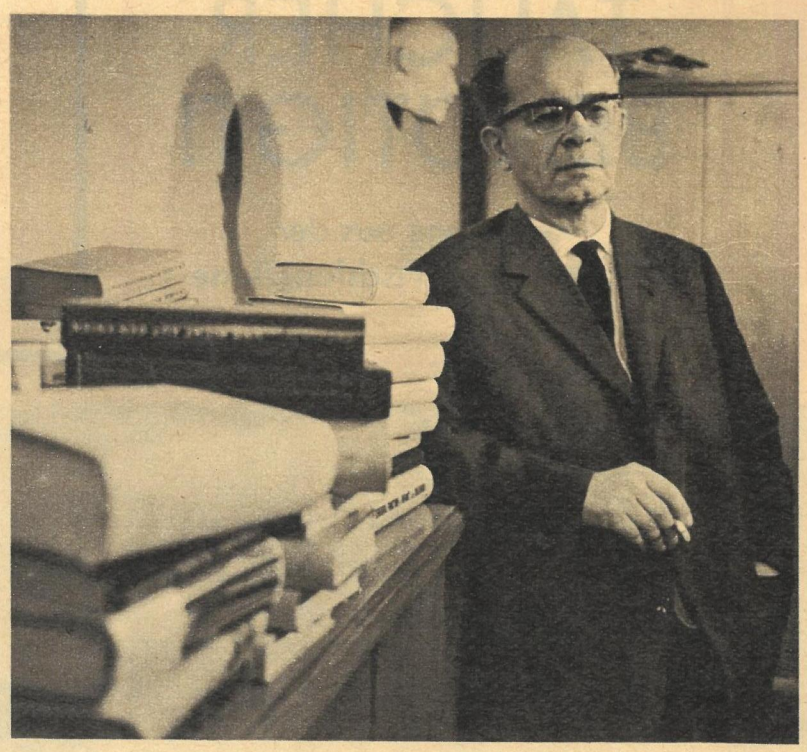
„Schlager & Stars" diesmal mit Frank Schöbel (Seite 23)

Foto: Raddatz

zb gratuliert dem Schriftsteller und Politiker Alexander Abusch zum 65. Geburtstag.

Auf neue Art handeln

„Entscheidend ist, daß die deutsche Nation lernt, auf neue Art geschichtlich zu handeln. Die eigene Erkenntnis, die eigene Selbsttätigkeit brauchen die Deutschen, um die Lehren ihrer Geschichte zu begreifen und zu erfüllen. Etwas grundlegend Neues tun – das ist die stärkste Triebkraft zur Umerziehung eines Volkes, zu seiner inneren Wandlung."
(Alexander Abusch in seinem 1943 bis 1945 geschriebenen Buch „Der Irrweg einer Nation".)
„Es geht für den sozialistischen Schriftsteller und Künstler nicht darum, sich einfach ‚möglichst viel Realität' anzueignen, was zu einer undialektisch gesehenen und lebensunwahren Aneinanderreihung von Konflikten führt, sondern darum, neue Bereiche der Realität des Menschen in der sozialistischen Welt oder im Kampf der zwei Welten zu erschließen. Humanistische Dichtung hat zu allen Zeiten nicht nur Fragen aufgeworfen, sondern sie nach ihren höchstmöglichen Erkenntnissen zu beantworten gesucht. Auch in den besten Werken kritischer Realisten, weil sie eben echte Humanisten waren, ist die humane Konzeption der künftigen Gesellschaft zumindest im Keime enthalten. Dem Schriftsteller und Künstler, der als sozialistischer Humanist, als Mithandelnder den Kampf in allen gesellschaftlichen Bereichen zur Verwirklichung der sozialistischen Perspektive auf deutschem Boden erlebt, ist diese Konzeption in Werk und Tat allgegenwärtig. Bewußt der historischen Errungenschaften unserer Arbeiter-und-Bauern-Macht, ist auch seine künstlerische Leistung Ausdruck der sozialistischen Demokratie, in der alle dafür arbeiten, diese Errungenschaften stets kritisch-schöpferisch zu mehren."
(Alexander Abusch im Artikel „Der Sinn unserer Diskussion über Fragen der Kunst und Literatur" – Neues Deutschland vom 24. 3. 1966.)



Kamtschatka:

Veteran der Leuchttürme

„Im Bedarfsfalle wird mittels Anzünden eines Baumes außerhalb des Gebäudes geleuchtet", so heißt es in einer Beschreibung aus dem Jahre 1835. Inzwischen ist der älteste Leuchtturm im Fernen Osten an der Einfahrt zur Awatschinischen Bucht längst auf elektrischen Betrieb umgestellt worden. Er besitzt wie seine jüngeren Kollegen einen eigenen Stromerzeuger und moderne technische Anlagen. Vielen Generationen von Seeleuten wies er bereits den Weg durch gefährliche Klippen hin zum Hafen Petropawlowsk - Kamtschatski.

Dresden:

Alter Stil und neue Handschrift

Dresden besitzt ein neues Hotel, und seine älteren Freunde und Bewohner begrüßen einen alten Bekannten. Am 19. Januar wurde das Gewandhaus als Domizil für Reisende in die Elbestadt eröffnet. Es gehört zu den historischen Bauten, die am 13. Februar 1945 den Bomben zum Opfer fielen. Nun erstrahlt es in neuem Glanz. Mancher Vorübergehende verweilt gern ein paar Augenblicke, um den von Bildhauer Werner Hempel in mühevoller Arbeit restaurierten Dinglinger-Brunnen zu betrachten. Schaut man ins Innere des neuen Hotels, so ist in Bau und Ausstattung die Handschrift unseres Jahrzehnts unverkennbar. Drei seiner Außenfassaden sind jedoch originalgetreu wiedererrichtet worden. Zwar veränderte sich das Gesicht des Gewandhauses im Laufe seiner Geschichte hier und da. Aber sicherlich würden die Tuchmacher und Gewandschneider ihr Haus vom Äußeren her gleich wieder erkennen. Und sie bezogen es immerhin vor fast zweihundert Jahren, am 16. Juni 1770.

Große finanzielle Mittel, mehr als fünfzig Millionen Mark, stellte unser Staat bisher für den Wiederaufbau kulturhistorisch wertvoller Gebäude allein in Dresden zur Verfügung. Denken wir an den Zwinger, die Gemäldegalerie, das Landhaus oder das Georgentor. In seine Räume wird übrigens einmal die Verwaltung der Staatlichen Kunstsammlungen einziehen. Eine Reihe Wiederaufbau- und Restaurationsarbeiten wurden kürzlich abgeschlossen oder stehen vor ihrer Vollendung. Neue große Vorhaben erwarten die Fachleute. Im März dieses Jahres schreibt der Rat der Stadt Dresden einen beauflagten Wettbewerb aus. Sein Ziel ist es, Entwürfe für die neue Gestaltung des Zuschauerraumes und des Bühnenerweiterungsbaus in der Semper-Oper von Architektenkollektiven zu erhalten. Vier Monate später fällt eine Jury die Entscheidung, wem der Preis gebührt.

Für die sehr umfangreiche Rekonstruktion der Semper-Oper, des Schlosses, des Taschenberg-Palais und anderer historischer Bauten werden in den kommenden Jahren rund 150 Millionen Mark zur Verfügung gestellt. cck

Vietnam:

Eine Tafel für dreißig Kinder

In stummer Erschütterung steht die junge Frau vor dieser Gedenktafel. Um sie herum liegen noch die Trümmer der Schule. Im Klassenzimmer diktierte die Lehrerin des Dörfchens Thuy Danh vielleicht gerade Rechenaufgaben oder las ein Gedicht vor, als amerikanische Bombenflugzeuge ihr Leben und das ihrer Schüler vernichteten. Nicht nur die Trümmer von Thuy Danh widerlegen eine große Lüge. Immer wieder erklärte Präsident Johnson, daß nur „strategisch wichtige" Ziele der Demokratischen Republik Vietnam bombardiert werden. Der kleine Ort in der Provinz Thai Binh liegt jedoch fernab von Eisenbahnlinien und Landstraßen und besitzt keine großen Industriebetriebe. Hundertfach läßt sich beweisen, daß dem Luftterror vor allem Frauen und Kinder zum Opfer fallen. Das schlichte Denkmal erinnert an nur wenige Opfer eines barbarischen Krieges gegen die Freiheit und Unabhängigkeit eines kleinen Volkes. Gleichzeitig ist es Symbol des nie versiegenden Hasses gegen die amerikanischen Eindringlinge. Vietnams Kinder sollen einmal ohne Angst zum Himmel schauen, sich an der Sonne freuen können und nicht einen vernichtenden Feuerstrahl fürchten müssen.

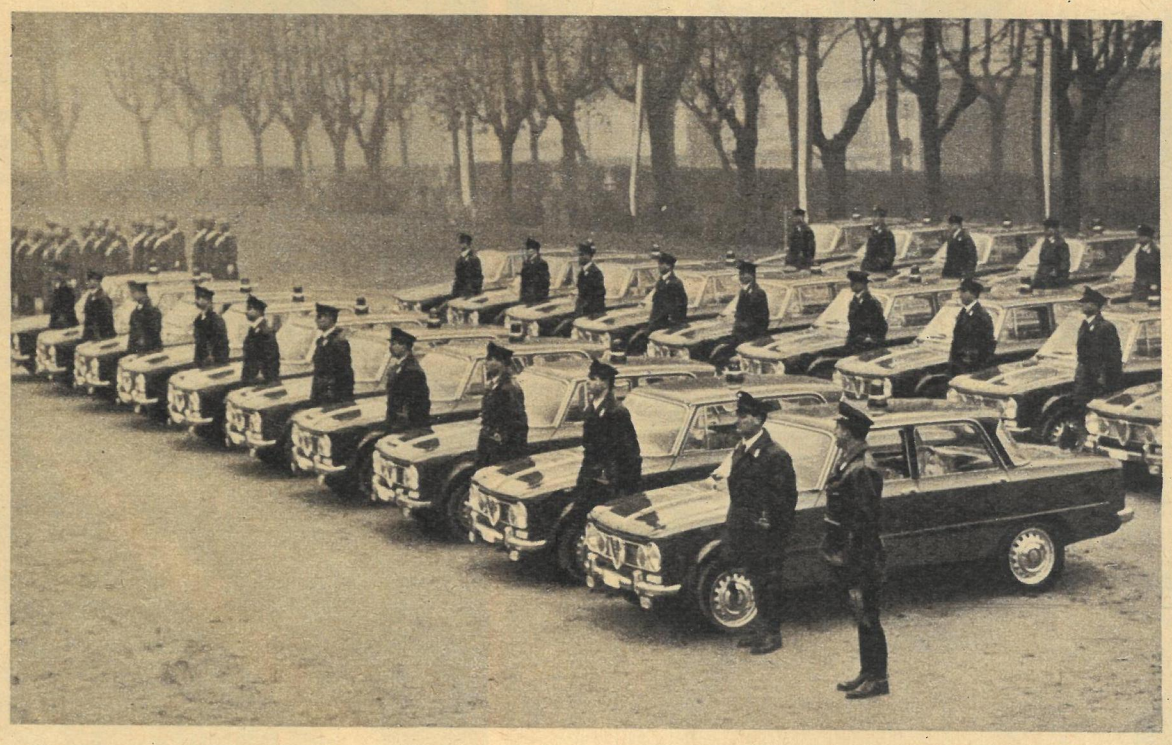
Italien:

„Gazellen" für die Polizei

Italiens Ordnungshüter haben aufgeholt. Bisher waren die Gangster fast immer schneller. Doch nun soll sich das Blatt wenden. Denn die Polizisten wurden mit dringend benötigten PS ausgestattet. Mailands Kriminalisten erhielten hundert sehr schnelle Wagen vom Typ Alfa Romeo Giulia, im Volksmund „Gazellen" genannt.

Mit ihnen hoffen sie die Verbrecher und auch den Spott der Bürger wirkungsvoll zu bekämpfen. Denn die Kriminalisten Mailands hatten sich auf Grund einer Reihe von Mißerfolgen den nicht gerade rühmlichen Beinamen „langsam arbeitende Handwerker" erworben.

In ganz Italien nahm die Zahl der Morde und Raubüberfälle in den letzten Monaten erschreckend zu. Die Bevölkerung des Landes fühlt sich stark beunruhigt. Daher versucht die Polizei, durch eine große Aktion mit allen abkömmlichen Verkehrs- und Sicherheitspolizisten gemeinsam mit vielen Karabinieri Ordnung und Sicherheit für die Zukunft wiederherzustellen.

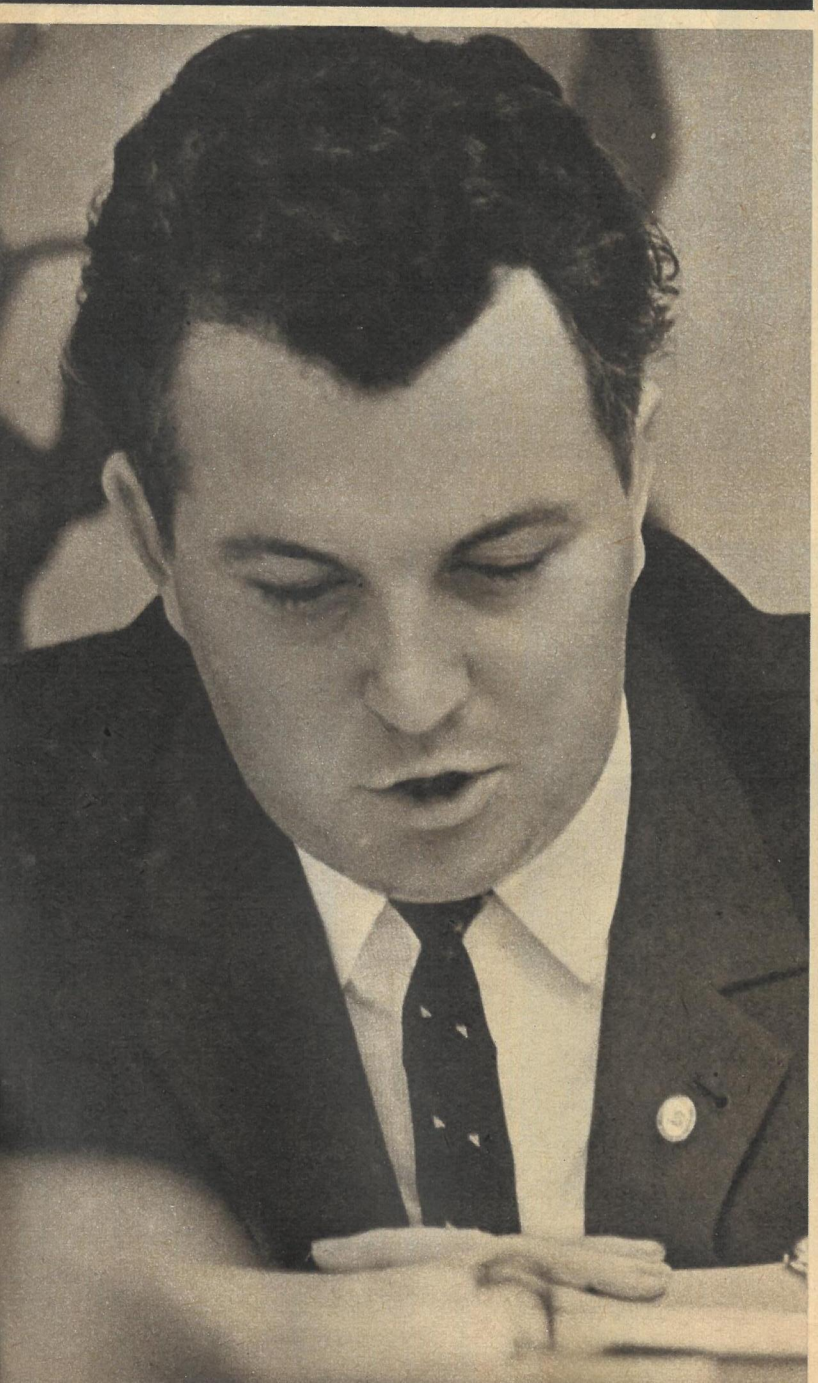


Warschau:

Blick über den „Modezaun"

„Der Polin Reiz ist unerreicht . . ." heißt es im Operettenlied, und ihr Schick steht dem nicht viel nach, möchten wir hinzufügen. Bei einem Blick über den nachbarlichen „Modezaun" gefielen uns drei festliche Modelle von „Moda Polska" ganz besonders. Ein helles ärmelloses Brokatkleid mit einem Jäckchen aus gleichem Stoff ist besonders für die brünette Trägerin zu empfehlen. Als einziger Schmuck verzieren zwei seitlich angesteckte Broschen in Blütenform das schlichte schwarze Seidenkleid. Für große Festlichkeiten stellt das polnische Modehaus ein enges langes Kleid aus schwarzem Lamé vor.

Fotos: Höhne-Pohl, Raddatz, CAF, Zentralbild



Dieser Mann ist einer von Tausenden Werkdirektoren volkseigener Betriebe unserer Republik. Sein Name: Fritz Strehl, 34 Jahre alt, verheiratet, Vater von zwei Kindern. Kam als gelernter Tischler über die ABF zum Studium an die Leipziger Hochschule für Bauwesen, die er als Diplomingenieur 1959 verließ. 1960 begann er als Konstrukteur im VEB Stahlbau Plauen. Ein Jahr später: Produktionsdirektor. 1962 wurde er mit 29 Jahren Werkdirektor dieses wichtigen Betriebes mit rund tausend Beschäftigten. Er ist innerhalb der VVB Stahlbau

DER JÜNGSTE SEINES ZEICHENS

Seine Sekretärin meint von ihm – und sie ist sich offenbar ihrer Sache sehr sicher –, sein ausgeprägtester Zug sei Ausgeglichenheit. Nun, vielleicht hat sie auch Chefs kennengelernt, bei denen in bestimmten gespannten Situationen das Vorzimmer den ersten Stromstoß abfing. Der Schweißer am CO_2-Halbautomaten wiederum, mit dem ich in einer der Werkhallen ins Gespräch kam, überlegt erst eine kleine Weile. Natürlich kenne er ihn, den Werkdirektor. Nein, nicht nur von gelegentlichen Versammlungen. Der ist gar nicht so selten hier in den Hallen. Mehrere Male in der Woche macht er ja in aller Herrgottsfrühe bei Arbeitsbeginn so 'ne Art Informationsrundgang durch die Produktionsabteilungen. Außerdem gehört er als Genosse zur APO Produktion. Also, seiner Meinung nach ist der Werkdirektor vor allem ein guter Fachmann, sehr ruhig und sachkundig. Und hat dabei allerhand Verständnis für menschliche Probleme, verstehst du?

Interessant ist schließlich noch, was der Technische Direktor antwortet, einer der engsten Mitarbeiter des Betriebsleiters: „Der hervorstechendste Zug des Genossen Strehl, das ist seine Umsicht. Und zwar das Vermögen, ein bestimmtes Problem von mehreren Seiten her zu sehen und zu beurteilen. Dadurch erst sind richtige Entscheidungen auf längere Sicht möglich. Auf die Menschenführung bezieht sich das nicht weniger. Genosse Strehl weiß sehr gut, daß die Stärke eines Leiters sich erhöht, je stärker die Mannschaft ist, die er um sich schart. Und da nicht alle gleiche Stärken haben, ergänzt er als Leiter bei der Abstimmung und im Einsatz seiner Mitarbeiter sorgsam deren gegenseitige Vorzüge. In dieser Umsichtigkeit liegt seine überdurchschnittliche Fähigkeit als Leiter."

Ausgeglichenheit – Sachkundigkeit und menschliche Fürsorge – Umsicht. Drei Urteile über die Tätigkeit eines Mannes an der Spitze eines großen Kollektivs, die dem Vierunddreißigjährigen ein hohes Gesamtprädikat ausstellen. Wie münzen sich diese Eigenschaften des Leiters zum Nutzen des Betriebes um, des VEB Stahlbau Plauen? Bei welchen Aufgaben und Problemen haben sie sich gerade jetzt zu bewähren?

Probleme, Projekte und Parameter

Vormittagssitzung im Zimmer des Werkdirektors in der Verwaltungsbaracke. Thema: Stahlleichtbau. Es geht konkret um die günstigsten Materialvarianten für Dacheindeckungen, die Kooperationsbetriebe anderer Industriezweige fertigen. Im November vergangenen

WAS IST STAHLLEICHTBAU?

Moderne Entwicklungsrichtung im Stahlhochbau (zum Beispiel standardisierte Mehrzweckhallen für Industrie und Landwirtschaft), um bei gleicher Festigkeit und Stabilität bedeutend leichtere und an Masse geringere Stahlkonstruktionen einzusetzen. Beruht auf der Anwendung der neuesten Erkenntnisse auf den Gebieten der Werkstoffmechanik, der Festigkeitslehre und Stabilitätstheorie. Die Vorteile des Stahlleichtbaus liegen unter anderem in der rationelleren Fertigung bei hoher Produktivität, der einfachen und schnellen Montage, der geringeren Belastung des Baugrundes durch das herabgesetzte Eigengewicht der Stahlkonstruktionen und schließlich in der Möglichkeit zu günstigen Kombinationen mit modernen Baustoffen.

Jahres hat ein Politbürobeschluß, dem ein Schreiben Walter Ulbrichts an die SED-Grundorganisation der VVB folgte, nachdrücklich auf die Bedeutung des Stahlleichtbaus für das industrielle Bauwesen unserer Republik orientiert. Und zwar unter dem Aspekt der Verantwortung, wie der 1. Sekretär des ZK der SED an die Genossen der VVB schrieb, „damit alle Möglichkeiten der komplexen sozialistischen Rationalisierung für die Stärkung des wirtschaftlichen Potentials der DDR gut genutzt werden".

„Der Anstoß, daß wir schon 1961 im VEB Stahlbau Plauen begannen, uns mit der Problematik des Stahlleichtbaus zu befassen", erläutert uns Werkdirektor Strehl, „war ursprünglich der Bedarf der Landwirtschaft. Verschiedene Bedarfsträger der Industrie griffen dann ebenfalls auf unsere Konstruktionen zurück. Die wachsende Nachfrage veranlaßte uns in enger Zusammenarbeit mit der Deutschen Bauakademie besonders ab 1963 in größerem Umfang zu weiteren Neuentwicklungen. Gegenwärtig geht es bei uns, dem Finalproduzenten, als nächstem Schritt darum, die Fertigung weiter zu rationalisieren und die Voraussetzung dafür zu schaffen, die Leichtbauhallen den Abnehmern komplett anzubieten. Das kann natürlich nur erreicht werden, wenn wir ein reibungsloses Funktionieren der Kooperationsbeziehungen mit den Lieferanten der Dacheindeckungen aus Wellaluminium und Wellasbest zustande bringen. Bis zum VII. Parteitag, so lautet eines der Ziele in unserer Wettbewerbskonzeption zu Ehren des Parteitages, wollen wir nach Möglichkeit die erste in dieser Hinsicht komplette Stahlleichtbauhalle liefern."

„Wie schneiden Sie eigentlich bei exakten Vergleichen mit dem internationalen Höchststand auf Ihrem Produktionsgebiet ab?"

„Im allgemeinen recht günstig, wenn auch im Stahlleichtbau die Vergleichsmöglichkeiten einstweilen noch ziemlich relativ sind. Bei unserem Hauptsortiment dagegen, dem Stahlhochbau, beträgt zum Beispiel in westdeutschen Stahlbaubetrieben der durchschnittliche Zeitaufwand 25 bis 30 Stunden je Tonne. Wir in Plauen liegen zwischen 18 und 20 Stunden."

„Und die Planerfüllung?"

„Seit einigen Jahren wird der Plan regelmäßig erfüllt."

Zwischenglieder

Es ist gar nicht so schwer festzustellen, daß eines der Glieder zwischen Leitungstätigkeit und meßbaren ökonomischen Erfolgen im VEB Stahlbau Plauen in jenem Faktor zu suchen ist, den die Soziologen Betriebsklima nennen. Die gute, schöpferische Atmosphäre hier drückt sich nicht zuletzt in der Betriebsverbundenheit der Mehrheit der Beschäftigten, in der geringen Fluktuation aus. In den letzten Jahren hat es kaum Abgänge aus dem ingenieurtechnischen Personal und der Stammarbeiterschaft gegeben. Die klug gesteuerte Entwicklung des Betriebes und nicht zuletzt eine erfolgreiche Nachwuchspolitik – seit 1965 besitzt das Werk wieder eine eigene Lehrwerkstatt, die einen vorbildlichen Ruf genießt – haben zur erfreulichen Folge, daß hier für die nächsten Jahre der Facharbeiternachwuchs gesichert ist und nicht auf ungelernte Arbeitskräfte zurückgegriffen werden muß.

„Es muß sich wohl auch etwas an den Hoch- und Fachschulen herumgesprochen haben", bemerkt Werkdirektor Strehl mit lächelndem Augenzwinkern, „denn die Ingenieurabsolventen kommen auffallend gern zu uns ... Im großen und ganzen sind wir ja überhaupt ein sehr junges Kollektiv. In der Produktion haben wir eine sehr gute Synthese zwischen älteren erfahrenen Facharbeitern und vielen jungen Kollegen. Und auf der obersten Leitungsebene ist sogar von fünf Direktoren der Technische Direktor mit 40 Jahren der Älteste."

Und der Werkdirektor der Jüngste, ergänze ich in Gedanken. Vielleicht mag er es sich gerade deshalb insgeheim nicht leicht machen, sich nicht und auch nicht seiner Familie, wenn ihm die Probleme des Betriebes auch nach dem offiziellen Arbeitsschluß weiter im Kopf rumoren. „Ich vermag mich nicht so leicht freizumachen und im Privatleben einfach abzuschalten wie andere", bekennt er. „Das ist natürlich einer meiner Nachteile. Trotzdem kann ich nicht anders; mein Beruf ist nun einmal mein Hobby."

Er sagt das ohne falsche Eitelkeit und noch weniger mit kalter Selbstsicherheit. Du versuchst nicht, denke ich mir, hinter deiner ruhigen, beherrschten Überlegenheit und Umsicht den echten Menschen mit seinen Fragen und Konflikten zu verbergen. Auch das macht dich sympathisch. Ehrgeiz? Ich glaube, man nennt es besser das starke Bewußtsein deiner Verantwortung an dem Platz, auf den dich unsere Gesellschaft und die Partei gestellt haben.

Prolog

Wir sind es heute gewohnt, in weiten Dimensionen und Zeiträumen zu denken. Perspektivplanung und Prognostik sind Wörter, die uns längst nicht mehr schwerfällig von der Zunge gehen. Der Blick in die Zukunft aber hat als Ausgangspunkt und Maß den Menschen. Wird also unsere jetzige Jugend vor dem bestehen, was ihr die Genossen der Klassenschlachten vor 1933 und die Kämpfer gegen die Nacht des Faschismus, die Aktivisten der ersten Stunde und Pioniere der schweren Aufbaujahre unserer Republik vorgelebt haben?

Die Frage stellen, heißt sie auch beantworten. Eine neue Generation ist herangewachsen. Eine Generation, die das Gesicht unseres Staates zunehmend mit prägt, die in kontinuierlichem Prozeß Erbe, Vermächtnis und Erfahrung der Älteren übernimmt. Und es ist gut, schon heute von ihr sagen zu dürfen: Sie wird mit diesen wertvollen Pfunden wuchern.

Fotos: Paul Friedemann
Text: Herbert A. Rudolf

IN WENIGEN SÄTZEN:

VEB STAHLBAU PLAUEN IM VOGTLAND

Wichtiger Fertigungsbetrieb der VVB Industrieanlagenmontagen und Stahlbau, rund 1000 Belegschaftsangehörige. Projektiert und hergestellt werden hier vor allem Konstruktionen für den Stahlhochbau – Industriegebäude und -hallen – sowie Freikranbahnen, Gitterroste und Rohrgerüste. Daneben bereits seit einigen Jahren bahnbrechend in der DDR auf dem Gebiete des Stahlleichtbaus, dem gerade für die Zukunft besondere volkswirtschaftliche Bedeutung zukommt. Entsprechend dieser Entwicklung als Leitbetrieb für den gesamten Stahlleichtbau unserer Republik vorgesehen.

Verarbeitet jährlich zur Zeit etwa 35 000 Tonnen Stahl bei hohem Mechanisierungsgrad (zum Beispiel moderne halbautomatische Schweißaggregate). Erzeugnisse tragen Prädikat „Qualitätssicherung nach Gütezeichen Q". Fertigte im letzten Jahr unter anderem (in Kooperation) die Stahlhochbaukonstruktionen für das zehn Hallen umfassende neue Kaltwalzwerk im Eisenhüttenkombinat Ost. Für ihre Beförderung von Plauen nach Eisenhüttenstadt waren insgesamt 1200 Eisenbahnwaggons notwendig.

Bis 1970 wird der Betrieb im Rahmen von Investitionsmaßnahmen bedeutend erweitert: Neben dem Bau von Vor- und Endkonservierungsanlagen (Korrosionsschutz), der noch in diesem Jahr abgeschlossen wird und bereits 1968 einen ökonomischen Nutzen von 470 000 MDN erbringen wird, Errichtung eines ganz neuen Werkteils für Stahlleichtbau mit Jahreskapazität von 15 000 Tonnen sowie einer eigenen Verzinkerei.

GEGOSSENE GESCHICHTE

Horst Schönpflug (Leipzig): „Kaufmannszug zur Leipziger Messe um 1500."

Joachim Tatz (Halle): „Rückzug der Großen Armee aus Rußland im Jahre 1812."

Karl Stemmler (Leipzig): „Große Wachablösung der NVA vor dem Mahnmal der Opfer des Faschismus und Militarismus – Berlin, Unter den Linden 1966."

Wer von uns weiß schon noch vom Geschichtsunterricht her, wann die Schlacht bei Gaugamela stattfand, wer gegen wen in welcher Schlachtordnung mit welchem Ergebnis kämpfte? An dieses und andere Ereignisse erinnert die Ausstellung „Zinnfiguren erzählen Geschichte" im Museum für Deutsche Geschichte zu Berlin. Die genannte Schlacht bei Gaugamela (331 v. u. Z.) zwischen dem makedonischen Heer unter Alexander und den persischen Truppen unter Dareios III., in der dem persischen Großreich die tönernen Füße zerschmettert wurden, hat Erwin Ortmann aus Weimar mit großem Ernst – und vielen hundert Zinnfiguren in Form von Bogenschützen, Reitern, Fußvolk, Kampfwagen – auf einer Fläche von rund 20 Quadratmetern originalgetreu gestaltet. Umfangreiche Geschichtsstudien gingen dieser Freizeitarbeit voran. Und so dürften Aussehen, Bekleidung, Schlachtordnung auch den kritischen Blicken professioneller Historiker standhalten.

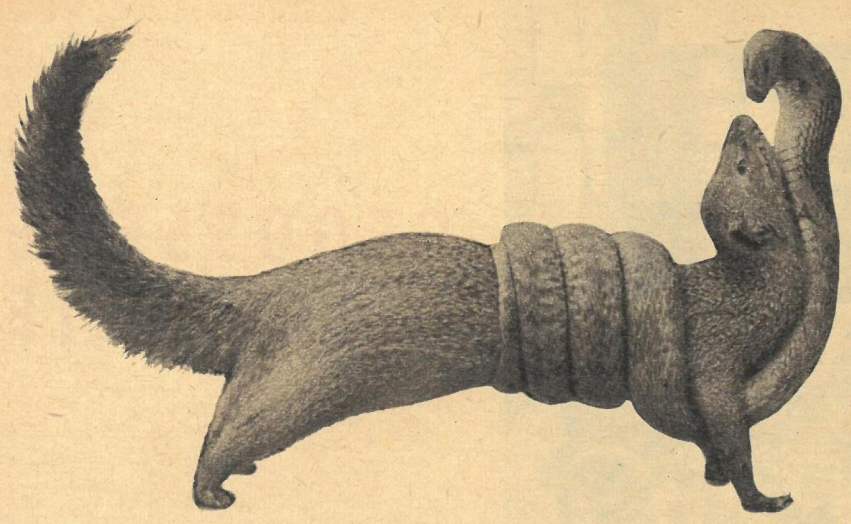
Andere Sammler haben sich ähnlich intensiv mit wichtigen historischen Epochen internationaler und nationaler Art beschäftigt. Sie haben damit die rein spielerische Seite des Sammelns umgemünzt in eine echte Forschertätigkeit. Wir sehen hier auf relativ engem Raum in Zinn und Farbe, wie die Messestadt Leipzig im 16. Jahrhundert aussah oder wie der „Großen Armee" Napoleons die Schneedecke Rußlands zum Leichentuch wurde. Wir bewundern den Sturm auf das Winterpalais in Petrograd, die Eröffnung der Oper in Leipzig mit den „Meistersingern von Nürnberg" im Jahre 1960 und besonders die „Große Wachablösung der NVA vor dem Mahnmal für die Opfer des Faschismus und Militarismus" Unter den Linden im Berlin unserer Tage.

Rund 200 Sammler von Zinnfiguren sind in den 11 Fachgruppen des Arbeitskreises „Kulturgeschichtliche Zinnfiguren" im Deutschen Kulturbund vereinigt. Das sind relativ wenig, gemessen an der jahrhundertealten Tradition des Sammelns von Zinnfiguren. Aber sie nehmen ihr Hobby ernst, verbinden ihre Amateurleidenschaft mit exakter Wissenschaftlichkeit und stellen sich damit in den Dienst zur Erforschung bestimmter Ereignisse vor allem im engeren Heimatraum. Als typisch sei Reinhold Schneider aus Ruhland genannt, den seine Sammlerleidenschaft zu einer engen Zusammenarbeit mit den Fachlehrern der Ruhländer Schulen und schließlich zum ehrenamtlichen Leiter des Heimatmuseums gebracht hat.

Sie haben den Boden der alten, überlebten Geschichtsschreibung verlassen und leisten bei der Popularisierung des neuen Geschichtsbildes einen wertvollen Beitrag.

Heinz Reh (Penig): „Ballontruppe der französischen Revolutionsarmee 1794."

Text: Marczikowski; Fotos: Reuel



Professor Bernhard Grzimek:

TOD-FEINDE

Kampf auf Leben und Tod zwischen Mungo und Brillenschlange

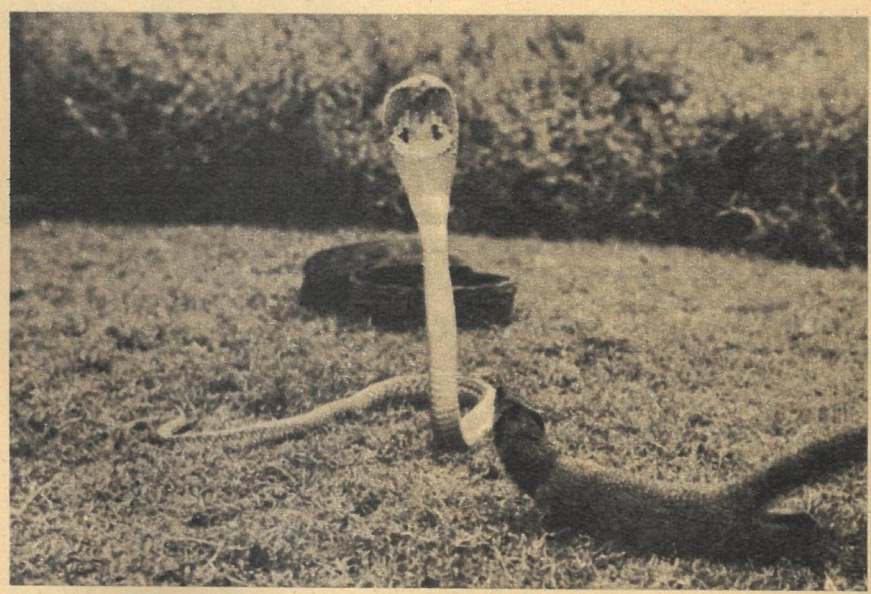
Vor ein paar Wochen wurde ich in der Stadt Madras am Bengalischen Golf mehrere Tage aufgehalten. Ich hatte Zeit genug, tagelang durch die alten, unheimlich übervölkerten Gassen dieser Riesenstadt zu wandern und mich umzusehen. Dabei kam ich dahinter, wie eine recht aufregende Bildserie vom Kampf eines Mungos mit einer Brillenschlange zustande gekommen war, die man mir ein paar Monate vorher zugesandt hatte. Diese Bilder hatten mich sehr beeindruckt.

Mungos sind etwa mardergroße, langgestreckte, bräunliche indische Schleichkatzen, die in Afrika recht ähnliche Verwandte haben, zum Beispiel den Ichneumon in Ägypten und verschiedene Mangusten-Arten in Ostafrika. Seit der klassischen Schilderung des Kampfes zwischen dem Mungo und der Giftschlange im berühmten „Dschungel-Buch" von Rudyard Kipling gilt der Mungo als der Haupt- und Todfeind der Kobra. Man stellt sich oft vor, daß er nur danach fiebert, eine Brillenschlange zu packen und umzubringen. Das Gift soll ihm nichts anhaben, oder nach älteren Beschreibungen soll er nachher bestimmte Pflanzen als Gegengift verzehren.

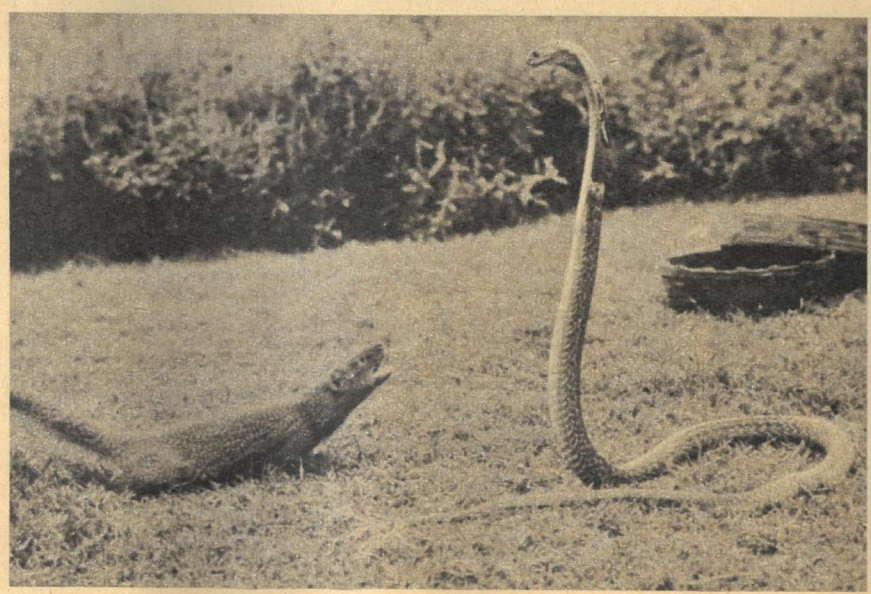
Auf Jamaika wurden die Zuckerrübenplantagen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch eingeführte Hausratten verwüstet. Man schätzte den jährlichen Schaden auf über zwei Millionen Mark nach damaligem Geld. Erst führte man aus Kuba bestimmte Ameisen ein, welche die jungen Ratten umbringen sollten, dann aus Südamerika Riesenkröten. Die europäischen Frettchen erlagen auf Jamaika den Milben und Fliegen. Als man 1872 in Gefangenschaft gezüchtete Mungos aus London herüberholte, wollten sie nichts mit Ratten zu tun haben, ja sie fürchteten sich geradezu vor ihnen. Schließlich ließ ein Plantagenbesitzer 1872 vier Männchen und fünf Weibchen unmittelbar aus Indien kommen. Die Nachkommen dieser Mungos haben ungeheuer unter den Ratten aufgeräumt. In einzelnen Gebieten konnte man schon drei Jahre später rattenverwüstetes Land wieder unter den Pflug nehmen. Zehn Jahre danach ersparten die kleinen Mungos der Insel jährlich über eine Million Mark Schaden. Zum gleichen Zeitpunkt begannen aber auch die bodenbrütenden Vögel, die See- und Wasservögel zu verschwinden, und ebenso die Gelbschlange, die ihrerseits eine gute Rattenfängerin war. Viele Ratten, besonders die schwarzen Hausratten, siedelten in die Gipfel der Kokospalmen über, wo sie verhältnismäßig sicher vor den Mungos waren. Seitdem sind viele einheimische Tierarten auf Jamaika ganz ausgerottet worden, und es hat sehr lange gedauert, bis sich wieder einigermaßen ein Gleichgewicht in der einheimischen Natur eingestellt hat. Seit dieser Zeit wird die Einführung der Mungos auf Jamaika stets als warnendes Beispiel dafür angeführt, daß man mit solchen Experimenten sehr vorsichtig sein soll.

Ich habe afrikanische Verwandte der Mungos im Hause gehalten und gezüchtet, zum Beispiel die Ichneumone und die Zwergmangusten. Die berühmten indischen Mungos, obwohl in ihrer Heimat recht häufig, sind in zoologischen Gärten gar nicht so oft zu sehen. In sämtlichen Zoos der Vereinigten Staaten wurden 1966 nur zwei von ihnen gehalten. Bei meinem Umgang mit den afrikanischen Schleichkatzen und beim Beobachten in ihrer Heimat hatte ich nicht den Eindruck, daß sie geradezu wild darauf wären, Giftschlangen umzubringen. Sie leben meistens von anderem Kleingetier und Insekten.

Der ceylonesische Biologe P. Deraniyagala sperrte einmal einen Mungo mit einer Kobra zusammen. Er war im Rumpf nicht dicker als die Schlange. Das Reptil richtete sich auf etwa einen halben Meter Höhe auf, also doppelt so hoch wie der Mungo, und schlug wild zu. Eine Viertelstunde lang versuchte der Mungo nur, aus dem Käfig zu entkommen, und kümmerte sich gar nicht um die Schlange. Dann aber fuhr er mit einem kurzen, scharfen Schrei und zitterndem Schwanz auf sie zu. Eine Sekunde lang sahen sich die beiden an. Als die Schlange über dem Mungo



1



2

3

den Mund öffnete und den Kopf zum Schlag zurücknahm, sprang die Schleichkatze zu, packte mit ihren Zähnen den Unterkiefer der Schlange und mit allen vieren ihren Körper. Beide fielen zu Boden.
Die Tiere kämpften fünfzig Minuten miteinander. Die einzelnen „Runden" dauerten jeweils etwa fünf Sekunden, wonach der Mungo stets losließ und etwas Wasser trank. Immer packte er nur den Kopf, und zwar den Unterkiefer oder den gespreizten Hut des Reptils, niemals seinen Leib. Schließlich kamen beide außer Atem und ermüdeten. Die Tiere wurden daraufhin getrennt. Bei länger dauerndem Kampf wäre die Schlange sicher getötet worden.
Der Mungo hatte zwei kleine Wunden an den Rippen, die „sicher von den Giftzähnen stammten". Bald nach dem Kampf zeigte er sich ganz vergnügt und hatte auch später keine nachteiligen Folgen. Die Schlange brauchte vierzehn Tage, um sich völlig zu erholen. In neueren Fachbüchern neigt man zu der Ansicht, daß Mungos keineswegs gegen Schlangengift gefeit seien, obwohl mir Versuche darüber nicht bekannt sind. Ich nehme doch an, daß die kleinen Kerle weitgehend, wenn auch vielleicht nicht völlig, giftfest sind. Mit unseren Igeln und den Kreuzottern steht es ja ähnlich.
Mungos greifen also sicher Giftschlangen gelegentlich an, wenn auch keineswegs so häufig und geradezu berufsmäßig. Daß man mit der schußfertigen Kamera nun gerade auf so einen seltenen, erbitterten Zweikampf trifft und ihn in allen Einzelheiten aufnimmt, hatte mir als Tierfotograf alle Hochachtung abgenötigt.
Um so mehr war ich in Madras davon beeindruckt, wie so eine Bildserie zustande kommt. Reisende werden ja in Indien immer wieder von Schlangen-„Beschwörern" bedrängt, sich gegen ein paar Rupien ihre Künste anzusehen. Bekanntlich richten sich die Schlangen keineswegs nach der Flöte der „Zauberer", denn alle Schlangen sind vollkommen taub. Die Sache wirkt nur mit der Musik viel hübscher auf den Zuschauer. Den Kobras, die dazu verwendet werden, sind fast durchweg die Giftzähne ausgezogen. Sie wachsen immer wieder nach, deswegen muß das Zahnziehen im Abstand von zwei, drei Monaten wiederholt werden. In den zoologischen Gärten reißt man den Giftschlangen die Zähne nicht aus, denn wir haben die Erfahrung gemacht, daß viele es nicht überstehen, Mundfäule und andere Krankheiten bekommen und sterben. In Indien ist es wohl für einen Schlangenbändiger nicht schwierig, immer neue Schlangen zu bekommen; vielleicht überstehen sie in ihrer Heimat solche groben Eingriffe auch besser.
Viele Kobras stoßen tagsüber nur mit geschlossenem Munde zu, vor allem wenn sie mit Menschen vertraut geworden sind; sie öffnen dabei den Mund nicht und richten die Giftzähne nicht auf. Durch diese Zahmheit werden Tierpfleger bald recht leichtsinnig. Gelegentlich kommen daher doch immer wieder Todesfälle durch gefangengehaltene Giftschlangen vor, in Deutschland allein in den letzten Jahren drei. Auf besonderen Wunsch und gegen erhöhtes Trinkgeld veranstalten indische Giftschlangen-Bändiger einen „Kampf" zwischen Mungo und Kobra. Der Mungo wird dazu einfach am Schwanz gepackt und der Schlange ins Gesicht geschwenkt. Auch diese wird dazu am Ende festgehalten, so daß sie nicht flüchten kann. Natürlich wehrt sich der Mungo gegen die Schlange, sträubt die Haare, öffnet den Mund, beißt sie. Man braucht also nur eine Serie Bilder aufzunehmen und nachher Ausschnitte daraus zu vergrößern, auf denen die Menschenhände am Schwanz des Mungos und am Körper der Schlange nicht zu sehen sind – schon hat man die aufregendsten Aufnahmen von dem berühmten „Kampf Mungo gegen Brillenschlange".
Im Abstand von einigen Jahren habe ich immer wieder Fotos von einem anderen Mungo-Kampf in illustrierten Zeitungen gefunden. Dabei umwickelt die Kobra die Schleichkatze und erwürgt sie (Bild links oben). Auch diese Bilder haben mir zuerst Rätsel aufgegeben. Denn Giftschlangen erwürgen ihre Beute und ihre Gegner nicht. Sie verlassen sich auf den Stich ihrer Zähne und warten ab, bis der Gegner zittert, gelähmt wird und umfällt. Bei kleinen Tieren geht das sehr viel schneller als beim Menschen, der ja nicht zu der Beute der Giftschlangen gehört. Ihre Opfer erwürgen dagegen die ungiftigen Schlangen, insbesondere die Pythons und Boas.

4

5

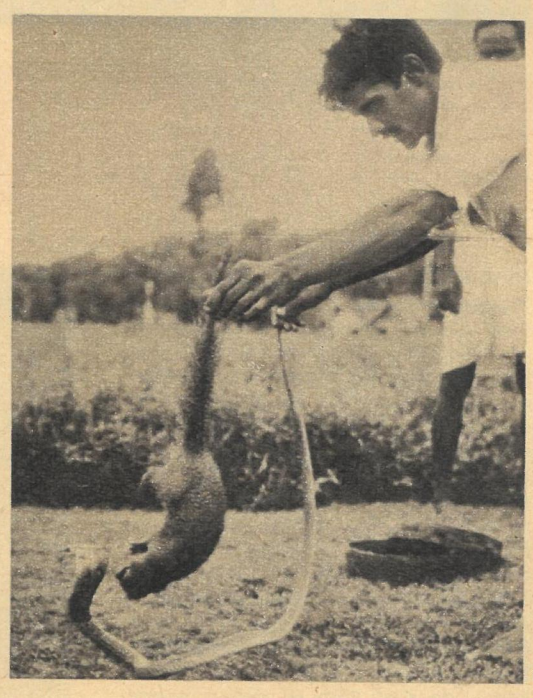

6

Bild 1–5
Wütend stürzt sich der kleine Mungo auf das Reptil. Stets versucht er, es an dem gespreizten Kopfhut oder Schild zu packen, der die drohende Brillenzeichnung trägt. Diese Brille soll riesige Augen vortäuschen, die den Feind drohend anstarren.

Bild 6
So sind die „Fotodokumente" in Wirklichkeit zustande gekommen. Der Schlangenbändiger hält den zahmen Mungo am Schwanz fest und ebenso die Giftschlange, der die Zähne meist ausgerissen sind. Für ein Trinkgeld wird dieser „Kampf" jederzeit für den Fotografen veranstaltet. Beide Tiere sind zahm und an sich gar nicht darauf bedacht, miteinander zu kämpfen.

Zufällig habe ich dann einmal im Zoologischen Museum in Rom die Quelle solcher Fotos entdeckt. Ein geschickter Ausstopfer – in Naturkunde offensichtlich nicht sehr bewandert – hatte eine tote, präparierte Brillenschlange derart um einen ausgestopften Mungo gewickelt. Stellt man solche präparierten Tiere dann ins Freie zwischen das Gras und bedeckt den Holzsockel mit Sand, so hat man nachher ein verblüffend überzeugendes „Fotodokument".

Fotos: Tierbilder Okapia

Sie gehen tagein, tagaus den gleichen Weg – von zu Hause zur Schule, von der Schule nach Hause; acht oder zehn oder zwölf Jahre lang. Sie haben ein Lernpensum zu bewältigen, umfangreicher als das „seinerzeit zu meiner Zeit". Die Welt ist größer geworden inzwischen, das Wissen reicher, die Arbeit komplizierter. Doch sie schaffen ihr Pensum (von Ausnahmen abgesehen, aber auf die kommen wir noch). Man muß ihnen nur helfen, die Fülle des Gebotenen klar und eindeutig zu erfassen. Wer „man"? Die Lehrer als berufene Wissensvermittler? Die Eltern als natürliche Respektspersonen?

ZWISCHEN SCHULE

UND ELTERNHAUS

Direktor Prüstel nimmt eine blaue Mappe vom Tisch. „Das ist unser Beitrag zum VII. Parteitag; wir wollen als Lehrerkollegium ein sozialistisches Kollektiv werden. Da haben wir uns Gedanken gemacht, wie wir die Erziehung unserer Schüler zu guten Bürgern des sozialistischen Staates noch verbessern können." Das „Was" war klar, das schreibt der Lehrplan vor, jetzt kommt es auf das „Wie" an. In der blauen Mappe liegt ein konkreter Plan, der die Themen aufschlüsselt, vom ersten Schuljahr an ganz logisch aufbauend, entsprechend der Vorstellungswelt und dem wachsenden Begriffsvermögen der Kinder. Aber – geben wir zu bedenken – da sind doch so viele störende Einflüsse, die diese planmäßige Erziehung zum bewußt denkenden und handelnden Menschen gefährden. „Das wissen wir, doch wir haben zuverlässige Freunde, die uns gerade in dieser Beziehung viel helfen können. Das sind die Eltern, die begriffen haben, worum es uns geht, und als Konsequenz daraus aktiv an der Lösung unserer Probleme mitarbeiten – im Elternbeirat und in den Elternaktiven der Klassen."

Die Übungsschule des Instituts für Lehrerbildung in Großenhain ist über den Zustand, die mitarbeiten wollenden Eltern als „notwendiges Übel" zu dulden, längst hinaus. Und der Elternbeirat dieser Schule hat schon lange das Stadium überwunden, „Feuerwehr" zu spielen, wenn der Schulzaun repariert oder

ein Klassenzimmer gestrichen werden muß. Natürlich packen sie auch mal mit zu, aber ihre ganze Sorge gilt der einheitlichen Erziehung in Schule und Elternhaus. Kann ein Lehrer regelmäßig zwanzig oder dreißig Eltern aufsuchen? Oder auch nur die, die alle Jahre hindurch zu keinem Elternabend kommen (obwohl meist gerade sie es besonders nötig hätten)? Kann er allein nicht, aber das Klassen-Elternaktiv kann ihm helfen.

„Unsere Lehrer geben sich alle Mühe", bestätigt der Vorsitzende des Elternbeirats, Genosse Herbert Gräßler, „aber alle Mühe ist vergebens, wenn das Elternhaus kontra zur Schule steht. Eltern, die ihren Sprößlingen zu Hause den falschen Kanal oder falschen Sender vorspielen, stürzen die Kinder in Konflikte, an denen sie vielleicht ihr ganzes Leben lang zu schleppen haben. Wenn der Lehrer ja und der Vater nein sagt, glaubt das Kind am Ende keinem von beiden mehr etwas, denn es kann ja die Wahrheit noch nicht selbst erkennen. Alle Autorität der Erwachsenen ist dann zum Teufel (mancher Lehrausbilder kann davon ein Lied singen). Schließlich bauen sie sich dann als Jugendliche eine eigene, lebensverneinende Privatphilosophie zusammen, mit der sie notwendigerweise überall und immer anecken. Wenn wir diese Gefahr erkennen, greifen wir ein und sprechen von Vater zu Vater oder von Mutter zu Mutter mit den verantwortungslosen Eltern, damit sie ihre

Kinder vor so entsetzlichen Konflikten bewahren."

Noch eine zweite große Aufgabe steht vor dem neu gewählten Elternbeirat. Das heißt, eigentlich ist er gar nicht neu, sondern „nur" wiedergewählt, und die Aufgabe, versetzungsgefährdeten Schülern beim Erreichen des Klassenzieles zu helfen, hat er schon in den zurückliegenden Jahren erfolgreich bewältigt. Kann es ein schöneres Lob für gewählte Elternvertreter geben, als wenn eine Lehrerin bekennt, ihr ist es nur mit Hilfe ihres Klassen-Elternaktivs gelungen, alle Sitzenbleiberkandidaten gut über die Runden zu bringen? Auch hier bewährt sich die Zusammenarbeit zwischen Schulleitung und Elternbeirat: Beim ersten Gefahrensignal beginnen die persönlichen Aussprachen. Manche Eltern brauchen eben selbst noch ein bißchen Erziehung, ehe sie die ganze Größe der Verantwortung für ihre Kinder begreifen. In hartnäckigen Fällen übrigens scheut der Elternbeirat auch nicht den Weg in den Betrieb allzu sorgloser Väter oder Mütter, und das wirkt meistens Wunder.

Ja, Direktor Prüstel und seine Lehrerkollegen können leicht große Pläne schmieden; sie wissen, daß sie zuverlässige Unterstützung finden, denn mit den meisten Elternvertretern arbeiten sie schon jahrelang zusammen. Umgekehrt haben die Elternvertreter die Bedeutung ihrer Funktion klar erkannt und wissen: Sozialistische Demokratie heißt, Verantwortung zu übernehmen, mit zu arbeiten, aber auch mit zu regieren. Und so fällt die Beantwortung der oben gestellten Frage nach dem anonymen „man", der den Kindern helfen soll, nicht schwer – „man", das sind Elternhaus und Schule, denn die Verantwortung für unsere Kinder tragen wir alle.

Text: Becker / Foto: Buschmann

SOS-Taucher benöti

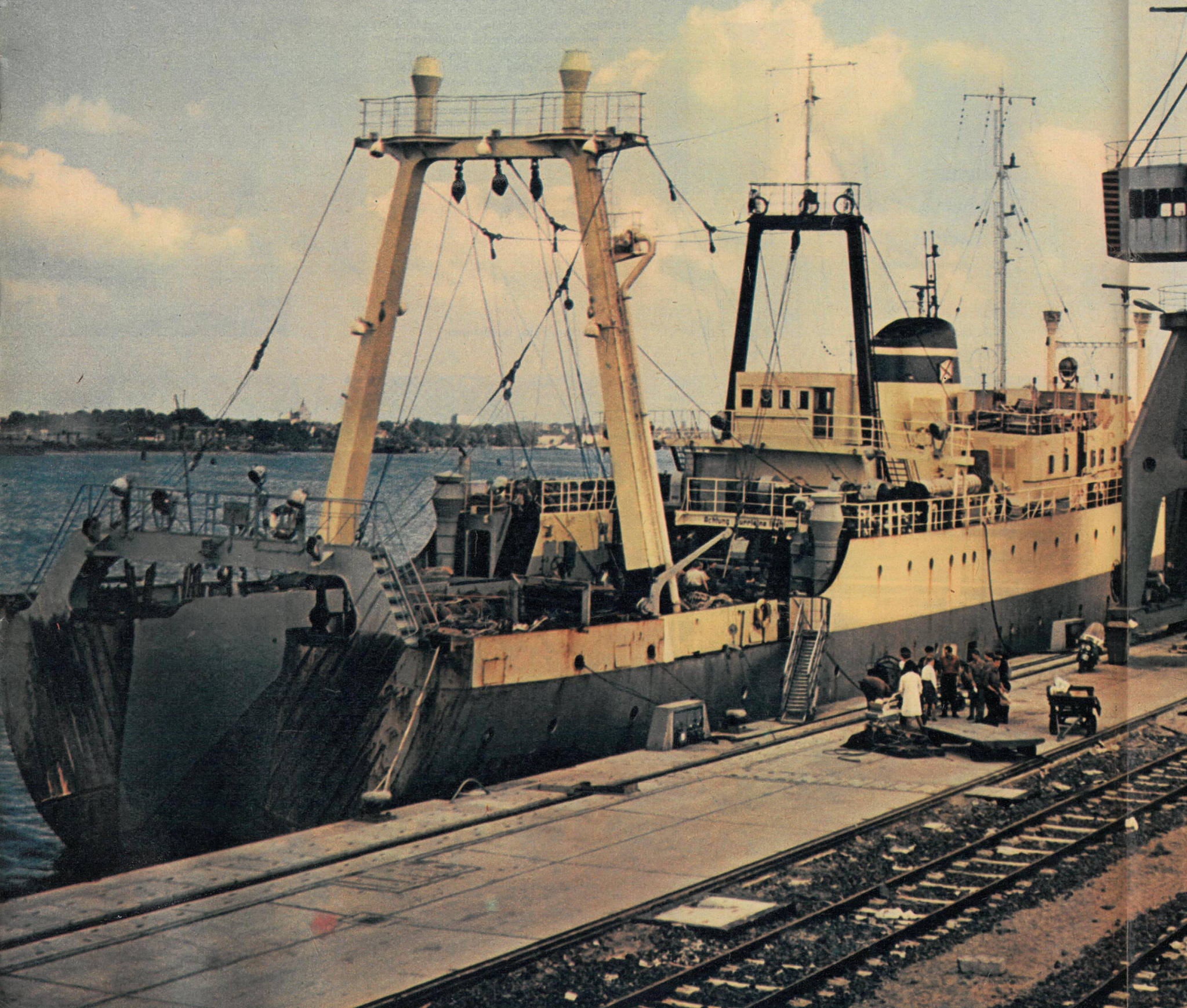
Als Fotoreporter Lothar Wlocka und ich in Rostock-Marienehe auf große Fahrt gingen, ahnten wir nicht, wie bald wir unsere Füße wieder von den Planken der „ROS 306" setzen würden. Die Chance bot sich mitten auf dem Nordwestatlantik. An jenem Morgen war die Sicht schlecht. Dichter Nebel breitete sich über der Großen Neufundlandbank aus. Die Blicke Kapitän Peter Burmeisters hingen gebannt auf dem Radarschirm, als Funker Otto Thiel meldete: „Dem Trawler ‚Bitterfeld' hat es einen Tampen in die Schraube gedreht. Unsere Taucher werden um Hilfe gebeten." 15 Minuten später klettern die Matrosen Thomas Sommer und Hans-Joachim Gilka trotz ihrer Taucheranzüge behend ins schwankende Schlauchboot. Sauerstoffgeräte und Werkzeuge werden nachgereicht, ehe wir über die Jakobsleiter in die kleine Wellenschaukel springen.

Die Überfahrt zur „Bitterfeld" ist kurz, jedoch kräftezehrend. Viel steuermännisches Geschick verlangt die bewegte See von der kleinen Besatzung. Thomas und Hans-Joachim sind die Ruhe selbst. Gemächlich streifen sie ihre Schwimmflossen über, glätten den Anzug, prüfen den Sitz ihrer Brillen. Ihr vierter Einsatz steht bevor. Die Feuertaufe hatten sie im Oktober 1965 zu bestehen. Beim Trawler „Magdeburg" hatte sich damals die Kurrleine in die Schiffsschraube gewickelt. Am Neujahrstag 1966 tauchten sie bei einer Außentemperatur von minus 8 Grad Celsius unter das Heck des polnischen Fang- und Verarbeitungsschiffes „Mercury", in dessen Schraube das Netz hing. Ihr letzter Einsatz, datiert vom 1. Juni 1966: Um die Schraube des westdeutschen Fang- und Verarbeitungsschiffes „Bonn" hatte sich der Steert gewikkelt. Acht Stunden mußten sie abwechselnd in die Tiefe, bevor sich die Schraube wieder frei drehte. Heute nun gilt es, der „Bitterfeld" zu helfen.

Unwillkürlich fröstelt uns, als sich Thomas über die Schlauchbootwand in den Atlantik wälzt. Mit ein paar kräftigen Beinschlägen verschwindet er in den Fluten. Sein Freund und Kollege übernimmt die Sicherung. In einem Sonderlehrgang des Fischkombinates Rostock legten die beiden Matrosen die erforderlichen Prüfungen für ihren zweiten Beruf ab. Als einziger Betrieb in der DDR bildet Rostock-Marienehe seit 1963 geeignetes seemännisches Personal aus. Bis dahin mußten die Schiffe bei entsprechenden Havarien in einen Nothafen abgeschleppt und dort unter Umständen aufgedockt werden. Neben den Fangverlusten verursachten diese Schäden große Ausgaben an Devisen. Heute fahren auf allen Mutterschiffen sowie auf dem Fischereihilfsschiff „Robert Koch" mehr als 50 ausgebildete leichte Taucher. In über 40 Einsätzen halfen sie wie Thomas und Hans-Joachim auch zahlreichen Fahrzeugen anderer Fischereinationen.

In mehrmaligem Wechsel tauchen die beiden Matrosen unter das Heck des Trawlers. Nach zweistündiger, anstrengender Arbeit meldet Thomas Sommer müde lächelnd: „Die Schraube ist frei, die ‚Bitterfeld' muß nicht nach St. Jons auf Neufundland geschleppt werden."

Klaus George

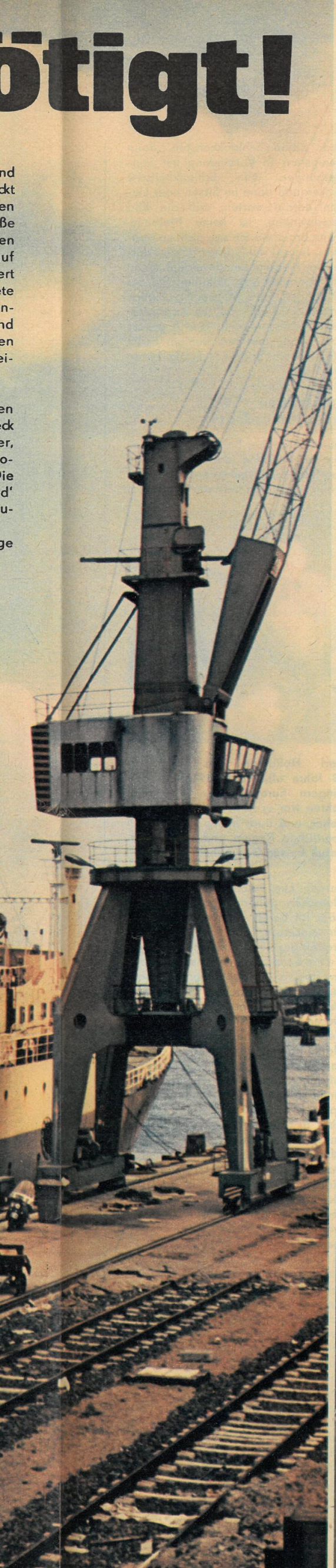


ötigt!

nd
dkt
en
ße
en
uf
ert
ete
n-
nd
en
ei-

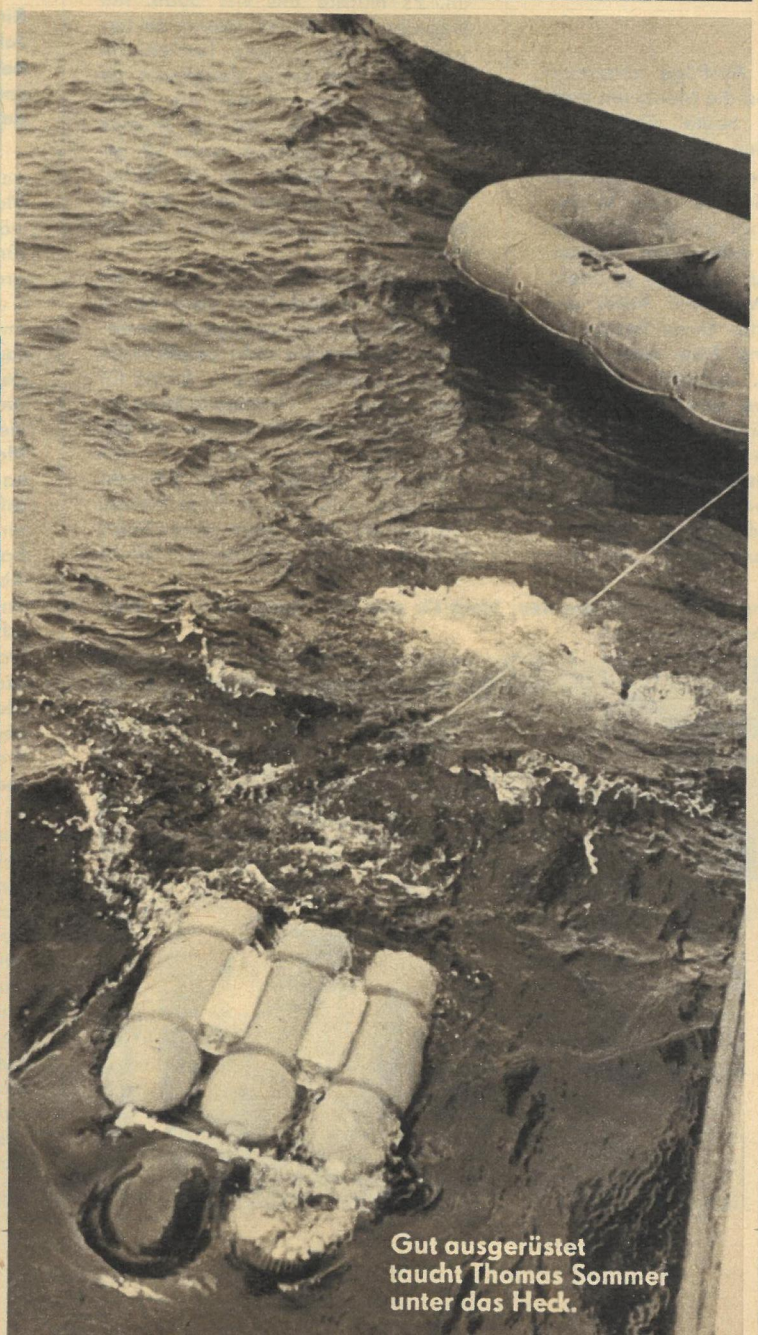
en
eck
er,
o-
Die
d'
u-

ge



Die letzten Vorbereitungen vor ihrem vierten Einsatz.

Fest an der Leine der „Bitterfeld": Schlauchboot der „F. C. Weiskopf".



Gut ausgerüstet taucht Thomas Sommer unter das Heck.

Nach zweistündiger Unterwasserarbeit: Es ist geschafft!

So kann man es auch machen. Obwohl der Nutzen dieser „Sportart" zumindest fraglich ist. Unser Leser Hans-Carl Uibrig, Leipzig, schrieb nur ein Wort über diese beiden Fotos: „Tooor!"

Fühlen S i e sich in Form?

Zugegeben, diese Diskussion wäre längst fällig gewesen. Denn schon in Heft 38/1966 fragten wir auf Grund des veröffentlichten Sportbriefes von Heinz Florian Oertel „Der katastrophale Formrückgang von Meier und Krause" (30/1966): „Was unternehmen S i e gegen Formrückgang, Bewegungsfaulheit und zu viele Kilo?" Aber unsere sonst so sportbegeisterten Leser, die schon oft innerhalb von Diskussionen viele Lanzen für den Sport brachen, die uns immer wieder um noch mehr Sportberichte und Fotoserien von Sportlern bitten (ein Leser äußerte sogar den Wunsch, daß wir jede vierte Ausgabe als reine Sportillustrierte bringen sollten), ließen uns diesmal im Stich. Auch von den einigen hundert Lesern, die uns speziell zu der Serie der Fotos der Fußballoberligamannschaften schrieben, meldete sich keiner. All diese Leser, die sonst vor Sportbegeisterung strotzen, sie hüllten sich nun – da es um ihre eigene sportliche Betätigung ging – in Schweigen.

Wir können Ihnen verraten: Die Leserinnen, die uns schrieben, sind alle zwischen 40 und 60 Jahre alt, und auch die Männer, die sich zu Wort meldeten, befinden sich im reiferen Alter. Deshalb beginnen wir unsere Diskussion mit einem Sport, den jeder, der gut zu Fuß ist, bis ins hohe Alter hinein ausüben kann. Doch auch er wird leider schon vernachlässigt.

Museumsstück Wandersmann

Albin Hochmuth, Leipzig: „Wo sind jetzt die Familien, die sonntags mit ihren Kindern Ausflüge unternehmen? Früher sind die Menschen mehr gewandert als heute. Durch das Fernsehen werden sie träge."

Rolf Witzig, Pretzsch: „Ich bin viel im Wald, ob Sommer oder Winter. Täglich laufe ich einige Kilometer und fühle mich dabei wohl. Verwundert kann ich nur den Kopf schütteln, wenn ich im Wald auf Autos und Motorräder treffe, deren Besitzer in Sonntagskleidung Pilze oder Blaubeeren suchen, natürlich nur am Rande. Es wäre gesünder, einmal durch das Dickicht zu kriechen, gebückt auf allen vieren. Das ist ein guter Ausgleichssport. Schon oft bin ich belächelt worden, wenn ich meine Touren per pedes mache. Das ist heute direkt unmodern, und man kann den Wandersmann bald als Museumsstück ansehen."

Es muß also nicht immer die Turnhalle oder der Sportplatz sein, wenn man sich sportlich betätigen will. Schon eine kleine sonntägliche Fußwanderung kann nach einer Arbeitswoche wahre Wunder vollbringen.

Dicke Bauern?

„Auch die Gartenarbeit ist ein nützlicher Ausgleich für die einseitige Berufsarbeit" schreibt Herr Hochmuth, und Frau **Irmgard Schäfer, Schwerin,** zählt weitere Möglichkeiten auf, was man unternehmen kann, um nicht korpulent zu werden: „Radtouren und Aufbaustunden! Überhaupt Bewegung an frischer Luft, denn der Körper braucht Sauerstoff. Haben Sie schon einmal einen recht dicken werktätigen Bauern gesehen? Die Mehrzahl der auf dem Lande arbeitenden Menschen ist schlank. Gibt es bei den Bergvölkern der Sowjetunion und des Balkans viel dicke Menschen? Sie sind schlank, wetterhart, gesund und werden sehr alt. Der moderne Mensch hat sich schon viel zusehr von der Natur abgewandt. Unser Staat gibt soviel Gelder für Sport und auch für Wanderungen durch den Kulturbund aus. Es liegt nur am Willen jedes einzelnen, es zu nutzen. Nur wer rastet, der rostet."

Hausfrauengymnastik

Nicht rosten will Frau **Maria Memmert, Schwerin:** „Auch ich gehörte einer Hausfrauengymnastikgruppe an. Es machte uns viel Spaß, mit jüngeren und älteren Frauen zu turnen. Als aber unsere Turnlehrerin erkrankte und keine Vertreterin da war, fielen dann leider die Gymnastikstunden aus, und die Gruppe löste sich auf. Seitdem turne ich jeden Tag 15 Minuten in der Stube. Ich bin 58 Jahre und weiß, daß ich mich dadurch beweglicher halten kann."

Den Leserinnen aber, die uns schreiben „Die Hausarbeit ist unser Sport, dabei haben wir genügend Bewegung", können wir nicht beipflichten, denn Hausarbeit ist k e i n Ersatz für regelmäßige Gymnastikübungen. Auch den ganz Schlauen, die uns gewissermaßen augenzwinkernd verraten, daß sie sich durch Schlankheitspillen und -tee in Form halten, möchten wir raten, lieber etwas Sport zu treiben. Das ist gesünder! Wenn aber schon Schlankheitstee, dann wenigstens in Verbindung mit Spaziergängen. Nur Schlankheitstee trinken und dann im Sitzen oder Liegen darauf warten, daß die Kilo verschwinden, ist keine Methode. Dann brauchen Sie sich nicht zu wundern, liebe Frau X (den Namen dürfen wir hier mal verschweigen), wenn der Tee nicht hilft. Glauben Sie der 58jährigen Frau Memmert: „Turnen erhält elastisch, und die Körperformen verbessern sich. Gewiß gehört zum Turnen und zum weniger Essen Willenskraft, doch der Erfolg bleibt nicht aus."

Schon die Kleinsten werden in unserem Staat für den Sport begeistert, wie hier in einem Geraer Kindergarten.

Sportstätten unter Naturschutz?

Günter Striegler, Berlin-Pankow: „Ich bin der Meinung, daß eine gewisse sportliche Betätigung, auch unregelmäßig und dann betrieben, wenn ich gerade Lust habe, zum gebildeten Menschen gehört. Und eben dazu wäre ich bereit. Man sollte sich dafür einsetzen, daß endlich unsere großartigen Sportanlagen für j e d e r m a n n geöffnet sind. Ich stelle mir das so vor, daß, wenn ich sonntags mal Lust habe, mit meinen Kindern auf den Sportplatz zu gehen, dieser auch geöffnet ist und ich mir vielleicht für eine halbe bis ganze Mark irgendein Sportgerät leihen kann. Und dann spielt man eben ein bißchen, ohne daß gleich nach einem Mitgliedsbuch für irgendeine Sportgemeinschaft gefragt wird. Aber in dieser Hinsicht stehen wohl unsere Sportstätten unter ‚Naturschutz'?"

Karl Hoffmann aus Kemberg, 78 Jahre alt, wurde 1911 bei den Ringern Europameister. Vor zehn Jahren war er noch aktiver Gewichtheber, und auch heute lebt er nach sportlichen Regeln und erfreut sich dabei bester Gesundheit.

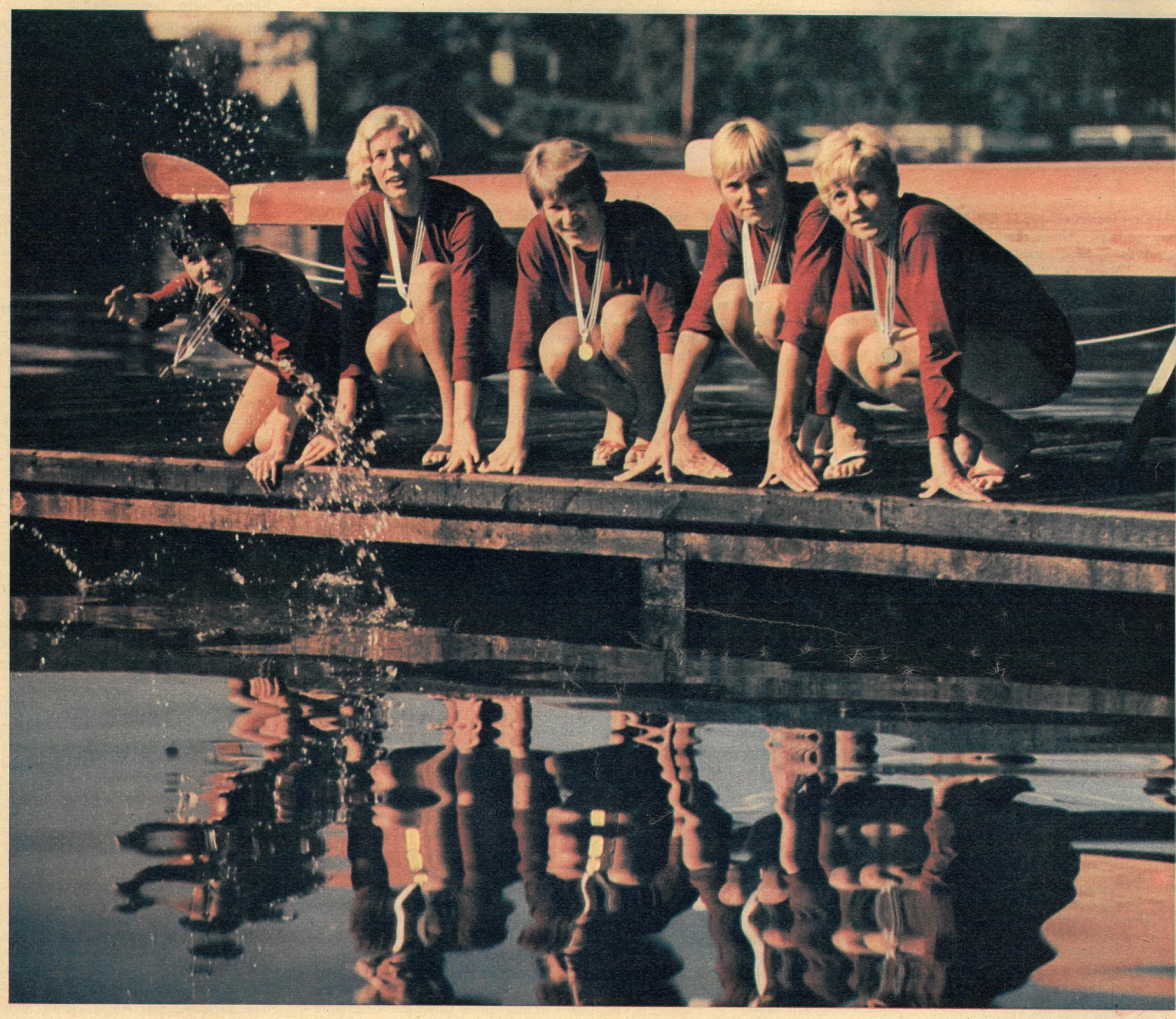
Das käme auf einen Versuch an, Herr Striegler. Sie müssen sich ja nicht gleich ein Oberliga-Stadion während des Spiels der 1. Mannschaft für Ihren sonntäglichen Familiensport auswählen.

Es gibt, wie die heute begonnene Diskussion zeigt, allerhand Möglichkeiten, sich Bewegung zu verschaffen und dadurch in Form zu bleiben. Sport treiben heißt gesünder leben, neue Spannkraft für die Arbeit gewinnen. Und das geht uns alle an. Auch die Jüngeren! Schade, daß sie uns nicht schrieben. So müssen wir den leisen Verdacht hegen, daß die meisten zu den passiven Sportlern gehören, deren sportliche Betätigung sich auf den Besuch des Fußballstadions am Wochenende beschränkt. Oder sollten wir uns täuschen?

Fotos: Zentralbild/Berndt

DIE MEISTER-KLASSE

Karin Luck
Dagmar Holst
Ingelore Bahls
Inge Gabriel
Inge Bartlog



Fünf junge Damen bezeichnen das Jahr 1966 als ihr bisher erfolgreichstes. Der Grund dieses einhelligen Urteils? Im August des vergangenen Jahres überreichte FISA-Präsident Thomas Keller bei den Europameisterschaften der Frauen in Amsterdam den Ruderinnen aus der DDR Inge Bartlog, Inge Schneider-Gabriel, Ingelore Bahls, Dagmar Holst und Karin Luck für ihren Sieg im Doppel-Vierer die Goldmedaillen. Dieser Erfolg wiegt um so schwerer, wenn man bedenkt, daß dieses „Dynamo"-Boot 1966 seine erste internationale Bewährungsprobe zu bestehen hatte. Die Fachwelt war sich nach dem Amsterdamer Rennen über die Bootsbesatzung aus der DDR einig: bestechende Zusammenarbeit, in der Harmonie kaum noch zu übertreffen. Ehe dieses Urteil aber gefällt werden konnte, hatten die Mädchen viele Kilometer in ihrem schmalen Boot zurückgelegt. Doch noch weiter und verwickelter waren die Wege, die sie aus verschiedenen Richtungen in das Rennboot des SC Dynamo Berlin geführt hatten.

Über die Zwischenstation Turnen fand Inge Bartlog zum Rudern; als die Übungen immer schwieriger wurden, mußte sie „passen". Von einer Freundin erfuhr sie etwas über das Rudern. Und es dauerte nicht lange, bis sie auf dem Rollsitz saß.

Länger war der Weg bei Ingelore Bahls. Die aktive Leichtathletin aus Rostock mußte nach ihrem Umzug nach Berlin im wahrsten Sinne des Wortes überredet werden, 1962 die Sportart zu wechseln. Noch heute löst die Geschichte Heiterkeit bei den anderen „Goldmädchen" aus: „Mein Vater war damals BSG-Leiter von Motor Grünau. Immer wieder wurde er von den Ruderern angesprochen, mich doch zum Training zu schicken. Als ich nicht erschien, beschloß man, daß jeder, der mit mir beim nächsten BSG-Vergnügen tanzen würde, von der Schönheit des Rudersports zu schwärmen hätte..." Die BSG Motor Grünau schien damals gute Redner gehabt zu haben, denn Ingelore wurde Ruderin.

Inge Schneider-Gabriel, die kürzlich geheiratet hat, meldete sich 1959 im Dynamo-Bootshaus in der Berliner Nixenstraße; sie wollte zum Wanderrudern. Aber die Trainer fanden bald heraus, daß sie dem „Gardemaß" der Rennruderer entsprach, und schon bald hängte sie das Wanderrudern an den Nagel.

Bliebe noch die „Chefin" der Besatzung, die Schlagfrau Dagmar Holst. Ihr ehemaliger Sportlehrer in Fürstenwalde ist „schuld" daran, daß sie zum Rudern fand. Er schickte sie nämlich zu den Ruderinnen von Chemie Fürstenwalde. Schon nach kurzer Zeit durfte Dagmar als B-Jugendliche die Bootsbesatzung der A-Jugend verstärken.

Auf Grund ihrer guten sportlichen Entwicklung fanden sich alle eines Tages beim SC Dynamo Berlin wieder. Was hält sie nun heute zusammen? Ist es das gemeinsame Hobby, monatlich einmal ins Theater zu gehen? Sicher nicht allein. „Vor unserem Start bei den Europameisterschaften hatten wir alle das große Ziel vor den Augen, einmal an Europameisterschaften teilzunehmen. Nun wurden wir dort sogar Sieger. Hinter dem Ziel lagen zwei Wege vor uns. Der eine führte in den ‚Ruhestand', das bedeutete, sich mit dem Erreichten zufriedenzugeben. Der andere jedoch ist wesentlich länger. Auf seinem Wegweiser stand: Erfolg gleich Verpflichtung. Wir entschlossen uns für den zweiten..." Dagmar Holst sprach für ihre Mannschaftskameradinnen. Die fünf Dynamomädchen haben sich gemeinsam mit ihrem Trainer Horst Werner ein neues Ziel gesteckt. Es heißt: Erfolgreiche Titelverteidigung bei den Europameisterschaften 1967 in Vichy.

Foto: Paul Glomm
Text: Kapsch

TATSACHENBERICHT VON KLAUS ULLRICH

ÜBER HUNDERT HÜRDEN

7

Das Bonner Störfeuer gegen die DDR-Athleten bei den Olympischen Sommerspielen 1956 in Melbourne reichte von jener Provokation im Victoria-Club bis zum „Staffelkrieg", der die DDR-Sprinterinnen – sie waren zuvor Weltrekord gelaufen – um ihre Medaillenchancen brachte. Die Springer-Presse war zu jener Zeit nicht an einer gemeinsamen Mannschaft interessiert.

Eine Karte für neun Journalisten

Am Tag vor dem 100-m-Finale waren die Mädchen übrigens Gast der DDR-Journalisten gewesen. Heinz Birkemeyer hatte sich den Kopf zerbrochen, wie man am klügsten den freien Sonntag verbringen könnte, und wir hatten ihn dann mit einer Einladung in unser Haus überrascht. Ich hatte dieses Haus für alle Kollegen unweit des Stadions lange vorher gemietet, und alle hatten meine Wahl gebilligt. Da wir nur nachts unsere Berichte nach Berlin telefonieren konnten, wurde eine Nachtschicht eingerichtet, die sich glänzend bewährte. Der Diensthabende mußte zwar manche Nacht vierzig und mehr Schreibmaschinenseiten durchtelefonieren, dafür aber schliefen die anderen acht und waren am nächsten Tag wieder frisch. Der Nachtdienst durfte bis Mittag schlafen. Das mag manchem nicht so wichtig erscheinen, daß man es hier erwähnt, es erwies sich aber als eine Lösung, die kein anderes Land gewählt hatte. Die Angst vor der Konkurrenz ließ sie alle selbst stundenlang auf die Gespräche warten.

Unser „Team" bewährte sich auch bei einer anderen Gelegenheit. Als die Pressekarten verteilt wurden, kam es zu einem Skandal. Die 51 britischen Journalisten hatten nur neun Boxkarten und konnten sich nicht einigen, wer sie erhalten sollte. Der Pressechef, ein würdiger älterer Herr namens Doyle, suchte vergeblich die Aufgeregten zu beruhigen. Die Journalisten der anderen Länder sorgten dafür, daß in den vier Stunden keine Sekunde Ruhe eintrat. Wir schwiegen im Hintergrund, waren aber entschlossen, den Raum nicht ohne eine Turnkarte zu verlassen. Die DDR-Journalisten hatten keine einzige erhalten. Die anderen Karten hatten wir längst untereinander aufgeteilt. Als alles vorüber war, fragte ich Mr. Doyle, ob er nicht irgendwo doch noch eine Karte für die Turnhalle hätte.

„Für Sie?", fragte er erschöpft.

„Nein, für uns alle zusammen eine, für neun Journalisten aus der DDR."

„Haben Sie sich denn geeinigt?" Das schien ihm unbegreiflich.

„Ja."

Er schloß seinen Safe auf und drückte mir eine Karte in die Hand. „Davon gibt es hier in Melbourne überhaupt nur acht Stück. Sagen Sie niemandem ein Wort!" Ich schwor's und verschwand. Es war eine Sitzplatzkarte für sämtliche Veranstaltungen sämtlicher Tage. Tatsächlich waren wir die einzigen neben sieben großen australischen Zeitungen, die im Besitz dieser wertvollen Karte waren.

Nun aber zurück zu dem freien Sonntag, da wir einen „Empfang" gaben. Wir legten zusammen, bestellten einen großen Kuchen, ließen Kakao und – für die Journalisten – Kaffee kochen, besorgten Leckereien und Blumen. Dann holte Freddi die Mädchen ab. Freddi war unser Fahrer, ein Hafenarbeiter, der sich bereit erklärt hatte, für das gleiche Geld, das er sonst in acht Stunden verdiente, jetzt notfalls sechzehn Stunden am Steuer zu sitzen. Wir gingen mit ihnen zunächst in den Botanischen Garten, der nur wenige hundert Meter von unserer Straße entfernt lag, und hatten dann hinterher viel Spaß, als die Mädchen sich über unsere Junggesellenbehausung halbtot lachen wollten. Es waren wohl auch einige kleine Fehler beim Tischdecken unterlaufen . . .

In einem Fernsehapparat, den uns ein Genosse geliehen hatte, sahen wir einen amerikanischen Hetzfilm über Ungarn, der uns nur belustigen konnte. Die Leute standen Schlange in Budapest, und über den Geschäften konnten wir deutlich „HO" lesen, es war ein uralter Streifen von der Eröffnung der ersten HO-Geschäfte gewesen, den man rasch zusammengeklebt hatte, um „Not in Budapest" zu zeigen. In Australien konnte man den Film fast unbesorgt zeigen. Welcher Australier konnte schließlich wissen, daß man in Budapest keinen HO-Laden finden konnte?

So verging der Nachmittag wie im Fluge, und das gerade hatte Heinz Birkemeyer gewollt. Am nächsten Nachmittag feierten wir Christa als Silbermedaillengewinnerin.

Doch der olympische Jubel verklang bald, und die bitteren Umstände, die den Sportverkehr zwischen beiden deutschen Staaten belasteten, ließen den Jubel bald vollends in Vergessenheit geraten.

Eine deutliche Abfuhr

Am 19. Oktober 1958 fuhr ich zusammen mit Dieter Schubert, einst einer unserer talentiertesten Boxer, heute Illustriertenredakteur, nach Unterschönau, wo wir das traditionelle Abschlußfest unserer Leichtathleten im Heimatort Siegfried Herrmanns erlebten. Es war trotz naßkalten Wetters ein stimmungsvoller Nachmittag, und hinterher wurden wir noch eingeladen, uns hier und da mit einem „Harten" aufzuwärmen. Als wir endlich aufbrachen, war es längst Abend geworden. Auf der Autobahn hörten wir Nachrichten und darunter auch eine, die wir zunächst für unglaubwürdig hielten. Sie bestätigte sich jedoch sehr bald. Was war geschehen? In Hamburg hatte der westdeutsche Sportbund seinen sogenannten Bundestag abgehalten, und als es zum Ende ging, hatte der Vertreter des westdeutschen Hockeyverbandes einen Antrag eingebracht, der ohne Diskussion dann auch sofort einstimmig gebilligt wurde. Hier sein Wortlaut: „Die Sportverbände der Bundesrepublik werden aufgefordert, ihre übergeordneten Fachorganisationen über die Zustände in der sowjetischen Besatzungszone zu informieren und ihnen zu empfehlen, ihre Haltung gegenüber der Zone zu überprüfen."

Das war zwei Jahre nach Melbourne, wo das NOK der Bundesrepublik und das NOK der DDR – so lauten die offiziellen Bezeichnungen, unter denen beide NOK vom IOC im Bulletin geführt werden – eine gemeinsame gebilligte Mannschaft gebildet hatten. Der einstimmige Antrag verriet nichts davon, daß man an solcher Gemeinsamkeit interessiert war.

Wir änderten jedenfalls an diesem Abend unseren Kurs und fuhren nach Leipzig. Dort tagte in diesen Stunden gerade der Kongreß der internationalen Boxföderation (AIBA). Als wir die Messestadt erreicht hatten, fanden wir den Kongreß im Ringcafé bei einem Empfang in prächtiger Stimmung. Wir kämpften uns bis zum Präsidiumstisch durch und legten dem AIBA-Präsidenten den Wortlaut des Antrags vor, ihn um eine Antwort bittend, wie die AIBA dieses Ansinnen behandeln werde. Emile Gremeaux, ein wegen seiner Sachlichkeit sehr geschätzter Franzose, stellte zunächst in Zweifel, daß dieser Text tatsächlich vom DSB-Bundestag beschlossen worden war. Wir versicherten ihm, daß dies der im Rundfunk verkündete Wortlaut war. Dann sagte er uns: „Ich kann hier nur im Namen der AIBA sprechen, jener Föderation, deren Präsident ich bin. Sollte sich der westdeutsche Boxverband entsprechend der Weisung des Herrn Daume an uns mit der Aufforderung wenden, unsere Beziehungen zur DDR zu überprüfen, so würden wir nachdrücklich darauf verweisen, daß der Deutsche Boxverband der Deutschen Demokratischen Republik als vollberechtigtes Mitglied der AIBA aufgenommen wurde und wir uns von niemandem in die Belange unseres Verbandes hineinreden lassen. Zudem muß betont werden, daß die AIBA ein internationaler Verband ist, der sich nicht mit politischen Intrigen beschäftigt. Auch deshalb würde die AIBA einen solchen Antrag nicht behandeln."

Das war deutlich genug. In eine mehr als peinliche Situation geriet der damalige Präsident des westdeutschen Boxverbandes, Herrmann Bruss, als ihn der AIBA-Präsident fragte, ob auch die Vertreter des Boxverbandes diesem Antrag zugestimmt hätten. Bruss suchte nach Ausflüchten und versicherte dann dem AIBA-Präsidenten, daß sein Verband solchen Antrag auf keinen Fall stellen werde. Tatsächlich verzichteten dann auch bald alle westdeutschen Verbände auf solche Anträge; die Aussichten, daß man sie überhaupt behandeln würde, waren zu gering.

Mehr als hundert Mark verloren

Ein gutes Jahr darauf saßen wir im Continental-Hochhaus in Hannover, und der Pressechef des großen Gummi-Konzerns servierte französischen Kognak und schottischen Whisky. Die Situation entbehrte nicht einer gewissen Pikanterie. Rings um uns herum saßen westdeutsche Journalisten, die vom DSB-Geschäftsführer Gieseler erfahren wollten, was sie am klügsten schreiben sollten. Einige Stockwerke tiefer tagte das westdeutsche NOK und versuchte, sich aus einer schwierigen Lage zu befreien. Das IOC hatte nämlich festgelegt, daß die gemeinsame Mannschaft zu den Olympischen Spielen 1960 mit einer Flagge erscheinen sollte, die auch optisch zum Ausdruck bringen sollte, daß hier die Mannschaften zweier Staaten starteten. Der Kompromiß war die schwarzrotgoldene Flagge mit den Olympiaringen gewesen. Diese Entscheidung wurde vom Bundespresseamt in Bonn sofort mit einer heftigen Erklärung beantwortet: „Die Bundesregierung hält es mit der nationalen Würde für unvereinbar, daß die deutsche Mannschaft ein anderes Emblem als die deutsche Bundesflagge zeigt." Damit war auch unmißverständlich gesagt, daß man in Bonn die gemeinsame Mannschaft als eine westdeutsche Mannschaft betrachten wollte, in der auch DDR-Athleten starteten. IOC-Kanzler Otto Mayer hatte wenige Stunden später erklärt: „Es ist nicht die Ansicht des IOC, daß die Sportler der DDR unter der Bundesflagge zu marschieren haben."

Nun versuchte das westdeutsche NOK, sich möglichst geschickt auf beide Stühle zu setzen, und die Journalisten sahen auf ihre Uhren. Die Zeit ver-

Der Mittag-Sport

Deutsche Bundespost

159/KF830 SQUAW VALLEY CALIF 16 24 905A

= LT = MITTAG PRESSEHAUS DUESSELDORF =

Düsseldorf

8111RC DSSD D

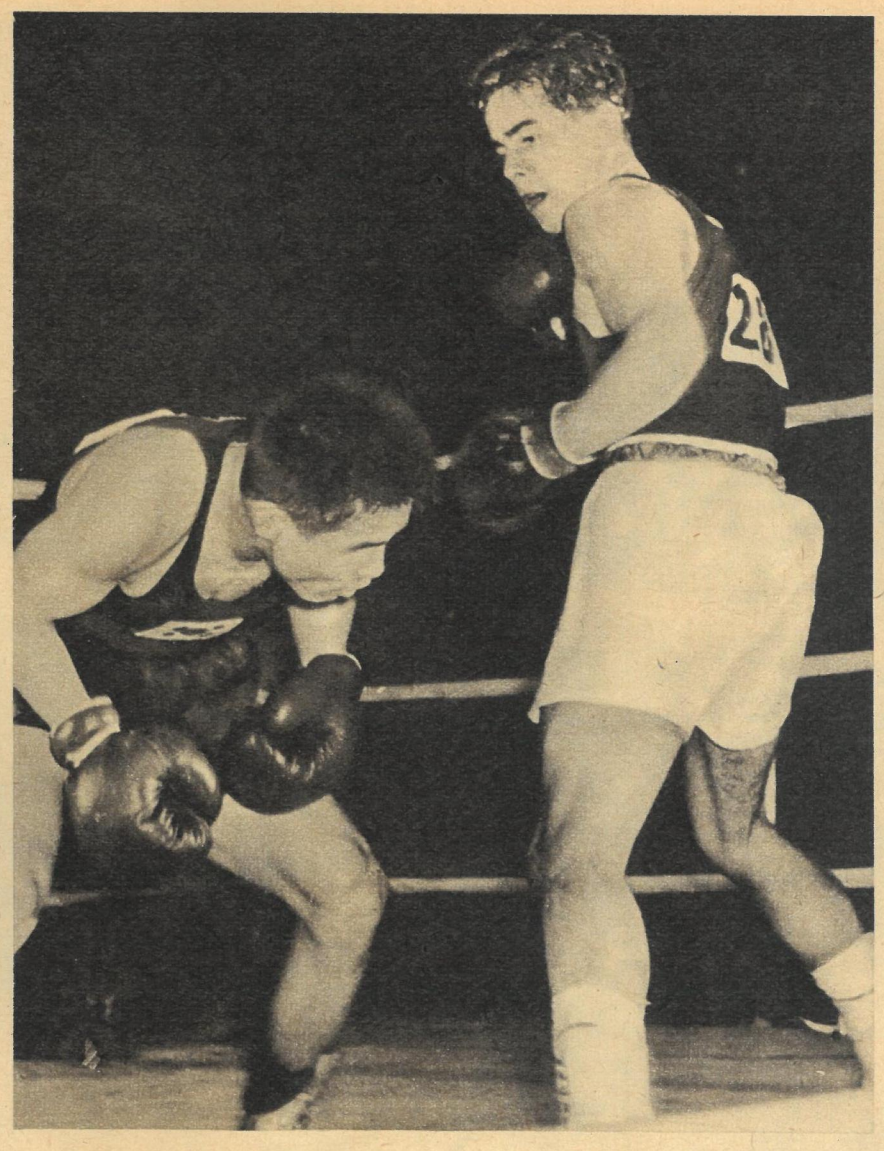
4111TP FRANKF D

+ DANK FUER EINTRETEN GEGEN UNSPORTLICHE ENTSCHEIDUNG DES MISSIONS CHEFS KUNZE = DEUTSCHE SHIMANNSCHAFT +

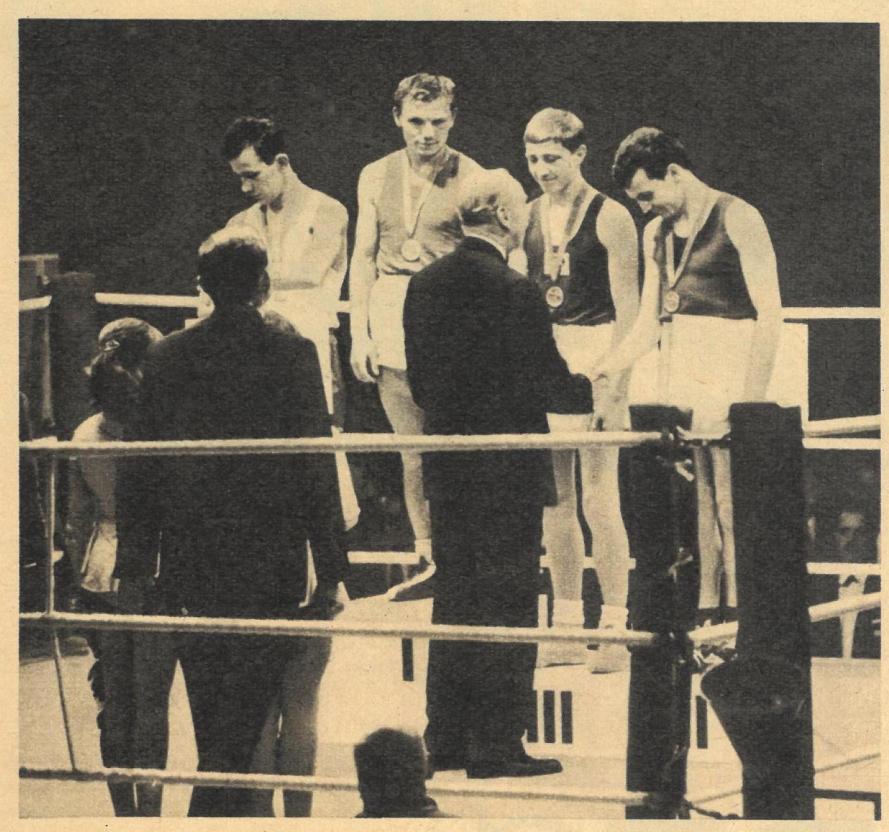
rann, und Gieseler saß schweigend in der Runde, uns hin und wieder unmißverständliche Blicke zuwerfend. Wir hielten uns jedoch an das Wort des Gastgebers vom Conti-Konzern, der ausdrücklich erklärt hatte, daß wir seine und nicht Gieselers Gäste seien; seine Firma könne es sich nicht leisten, „Unterschiede" zu machen.
Schließlich blieb Gieseler keine andere Möglichkeit, als zu gehen und sich mit den anderen in einem Nachtlokal zu verabreden. Wir erfuhren am nächsten Morgen – früh genug für uns –, daß sich das NOK entschlossen hatte, dem IOC-Kompromiß zuzustimmen und im gleichen Atemzug der Bundesregierung zu versichern, daß sie die „einzige" deutsche Regierung sei.
Tags darauf wurden Daume und von Halt nach Bonn beordert. Dort hatte der Pressechef von Eckardt schon Tage zuvor hundert Mark verwettet, daß die Olympiamannschaft mit der Bundesflagge reisen würde. In der Pressekonferenz, die dem Konferenztag im Conti-Haus folgte, hatten wir uns dann gestattet, Willi Daume zu fragen, wer die hundert Mark denn nun kassieren würde, die der Bundespressechef verloren hatte.
Daume tat ahnungslos, doch wir ließen nicht locker. „Er wird sie schon an jemanden bezahlen", antwortete er schließlich ärgerlich, damit immerhin bestätigend, daß von Eckardt die Wette verloren hatte. Doch hatte die Bundesregierung damit mehr als hundert Mark eingebüßt, und man konnte hoffen, daß der Weg nach Squaw Valley und Rom endlich frei war.
Für uns blieb zumindest der nach Squaw Valley versperrt, aber wir fanden unsere Wege, um an die Nachrichten aus der fernen Olympiastadt zu kommen. Ich reiste nach Düsseldorf, wo wir einen Vertrag mit einer Sportnachrichtenagentur geschlossen hatten, der uns die Benutzung der direkten Fernschreibverbindung nach Squaw Valley gestattete.
Allerdings gab es schon bald großen Ärger im Haus dieser Agentur, in der auch die Redaktion des Düsseldorfer „Mittag" untergebracht war. Jemand hatte mich gesehen, herausgefunden, daß wir nun unsere Nachrichten auf diesem Wege bekamen, und einigen Krach geschlagen. Der Geschäftsführer der Agentur kam kreideweiß ins Büro gestürzt, mich beschwörend, daß ich mich möglichst nirgends mehr im Hause sehen lassen sollte. Ein Zimmer wollte er mir ausräumen, schwor er. Die Tage wurden noch lustig . . .

Fälscher und Provokateur

Im Winter 1960 hatte die amerikanische Regierung den bereits in Squaw Valley akkreditierten Sportjournalisten unserer Republik die Einreisevisa verweigert. Und das, obwohl solche Visa bei Olympischen Spielen nicht in einen Paß, sondern in die olympische Identitätskarte gestempelt zu werden pflegen. Sosehr sich auch der amerikanische IOC-Präsident Avery Brundage bemühte, das Weiße Haus blieb bei seinem unolympischen Standpunkt, versuchte sich mit Serien von „Erklärungen" obendrein noch zu rechtfertigen, und – wir saßen zu Hause. So kam es, daß wir uns nach technischen Möglichkeiten umsahen, den Kontakt zu unseren Aktiven und Offiziellen in Squaw Valley so eng wie möglich werden zu lassen. Ich fuhr nach Düsseldorf, wo wir einen Vertrag mit einer westdeutschen Sportnachrichtenagentur (SID) abgeschlossen hatten, der eine direkte Fernschreibleitung Squaw Valley–Düsseldorf zur Verfügung stand, die sie nun stundenweise vermietete.
Die Agentur hatte ihre Büroräume im Hause des Düsseldorfer „Mittag", einer Zeitung, die damals noch nicht zum Springerkonzern gehörte, sich aber täglich redliche Mühe gab, Springer noch zu übertreffen. Dafür ein kleines Beispiel. Als die Teilnehmer für den Abfahrtslauf der Männer gemeldet werden mußten, kam es zu einem heftigen Streit. Nach den Ergebnissen der Ausscheidungen kam nur Eberhard Riedel (DDR) in Frage, nach einer anderen, plötzlich von westdeutscher Seite präsentierten Wertung sollte Fritz Wagnerberger gemeldet werden. Nach stundenlangen Debatten wurde die Frage dem Chef de Mission Herbert Kunze vorgelegt. Der westdeutsche Rechtsanwalt, jeder Sympathie für die DDR unverdächtig, sah die juristischen Fakten so eindeutig, daß er sofort den Meldebogen mit dem Namen Eberhard Riedels ausfüllte. Am nächsten Morgen erschien der „Mittag" mit einem Protesttelegramm, das wütende Verdächtigungen gegen Kunze enthielt und die Unterschrift „Deutsche Skimannschaft" trug.
Wer war die „Deutsche Skimannschaft"?



Die erste olympische Goldmedaille für die DDR erkämpfte in Melbourne 1956 Wolfgang Behrendt (rechts) im Fliegengewichtsfinale gegen den Südkoreaner Sun Chong. In den Maitagen des Jahres 1965 war die Hauptstadt der DDR Austragungsort der XVI. Box-Europameisterschaften. Die AIBA würdigte die einwandfreie Durchführung dieser internationalen Veranstaltung in der DDR. Fotos: Zentralbild (2)



Wer hatte das Telegramm verfaßt und zur Abstimmung gebracht? Niemand wußte in Düsseldorf etwas darüber, aber die Leser des „Mittag" wurden „aufgeklärt", Rechtsanwalt Kunze habe die Bundesrepublik verraten, um der DDR einen Gefallen zu tun. Was man in Düsseldorf nicht wußte, erfuhr Kunze in Squaw Valley recht schnell: Der Absender war der Pressereferent des westdeutschen Skiverbandes und „Mittag"-Reporter Bruno Moravetz gewesen. Kein Skiläufer hatte auch nur eine Ahnung davon gehabt, daß in seinem Namen ein „Protesttelegramm" nach Düsseldorf gekabelt worden war. Kunze zauderte nicht. Moravetz wurde das Betreten des olympischen Dorfes untersagt. Moravetz aber wußte sehr gut, daß der „Mittag" seine Kampagne gegen die DDR-Sportler in der sogenannten gemeinsamen Mannschaft mit fetten Schlagzeilen unterstützte, und schickte prompt ein zweites Telegramm nach Düsseldorf. Wortlaut: „Dank für Eintreten gegen unsportliche Entscheidung des Missionschefs Kunze – Deutsche Skimannschaft." Auch dieses Telegramm wurde abgedruckt. Und die durch Ausscheidungen lange zuvor geklärte Entscheidung für Riedel – auf der die DDR-Funktionäre mit Recht und Nachdruck bestanden hatten – veranlaßte den „Mittag" zu folgenden Worten: „Kaum etwas anderes ist für uns alle von so entscheidender Bedeutung wie die Bedrohung unserer Freiheit durch den Kommunismus . . ."
Die westdeutschen Journalisten, die in diesen Tagen mit uns zusammenarbeiteten, zuckten nur die Schultern und erklärten uns die Sache mit dem Begriff „Pressefreiheit".
Ein Mitarbeiter des „Mittag" war auch Hans Körfer, Vorsitzender des Spielausschusses des westdeutschen Fußballbundes. Er sah mich eines Tages im SID-Büro und rannte spornstreichs zum „Mittag"-Chefredakteur, um dort die Anwesenheit des Sportredakteurs vom „Neuen Deutschland" anzuzeigen. Das Resultat hatte ich schon angedeutet: Der diensthabende Chef von SID – er war morgens aus dem Nachtdienst gekommen – wurde aus dem Bett getrommelt und in die Stadt beordert. Der „Mittag"-Chef eröffnete ihm, daß ich sofort das Haus verlassen müßte. SID aber wollte das Geld nicht verlieren, das es noch zu bekommen hatte. So kam es zu einem „Kompromiß": Ein SID-Zimmer wurde ausgeräumt und nur für uns reserviert. Die anderen Kollegen saßen nun zu sechst im Zimmer. Wir grinsten: „Pressefreiheit".
Wollten wir auf die Toilette gehen, baten wir einen der SID-Journalisten, auf dem Flur Schmiere zu stehen, damit uns keiner sieht. Wollten sie nicht, drohten wir, am Zimmer des „Mittag"-Chefs vorbeizugehen. Sofort ließen sie ihre Arbeit liegen und postierten sich vor die Toilette. Über „Pressefreiheit" kam indessen kein Gespräch mehr mit ihnen in Gang . . . Am letzten Tage der Spiele hatten wir Helmut Recknagel am anderen Ende der Leitung, und er berichtete uns, daß er eben über die Rundfunkleitung mit Harry Glass gesprochen habe. Harry Glass? Ich hatte ihn einige Wochen nicht gesehen. Dann mußte er also wieder auf den Beinen sein. Das war neben Helmuts glanzvoller Goldmedaille die zweite große Freude dieses Tages. Mir fiel die kalte Nacht ein, die kein Ende nehmen wollte, die vereiste Autobahn, der Schneesturm . . .

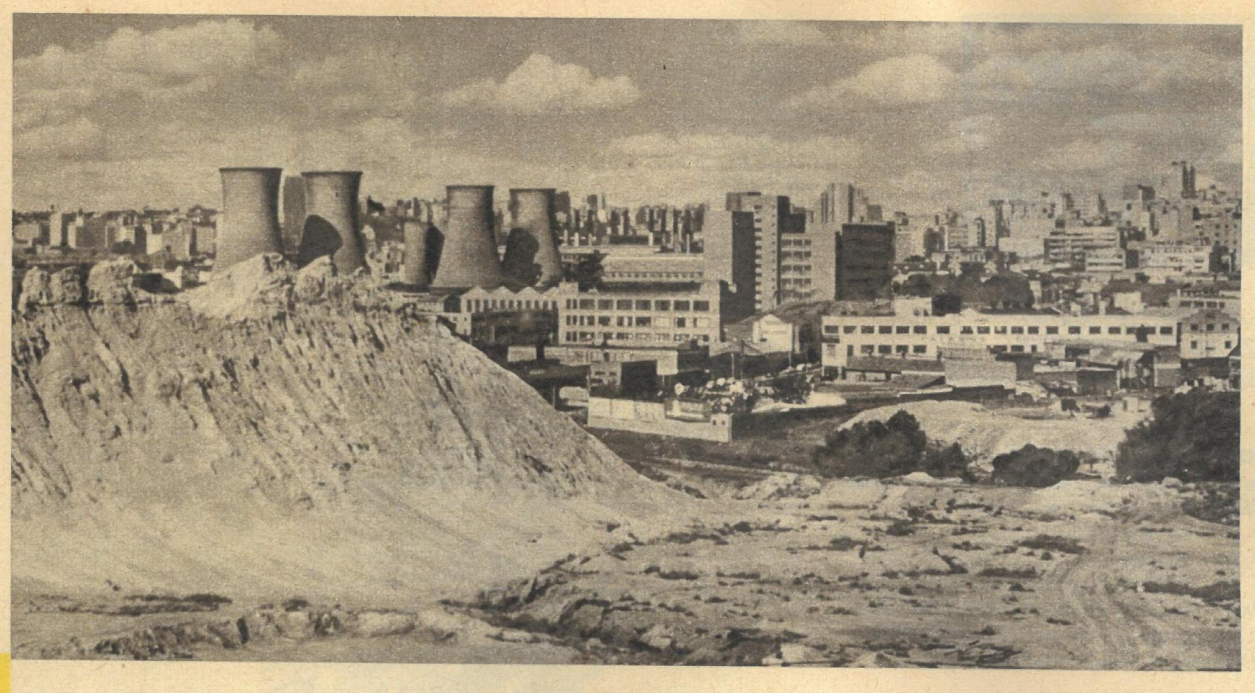
Sie lesen im nächsten Heft:

Der „politische" Befehl
Und immer wieder Querschüsse

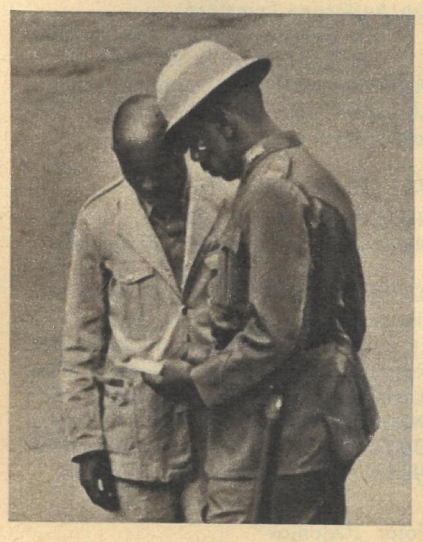
STIEF-KINDER DES EMPIRE

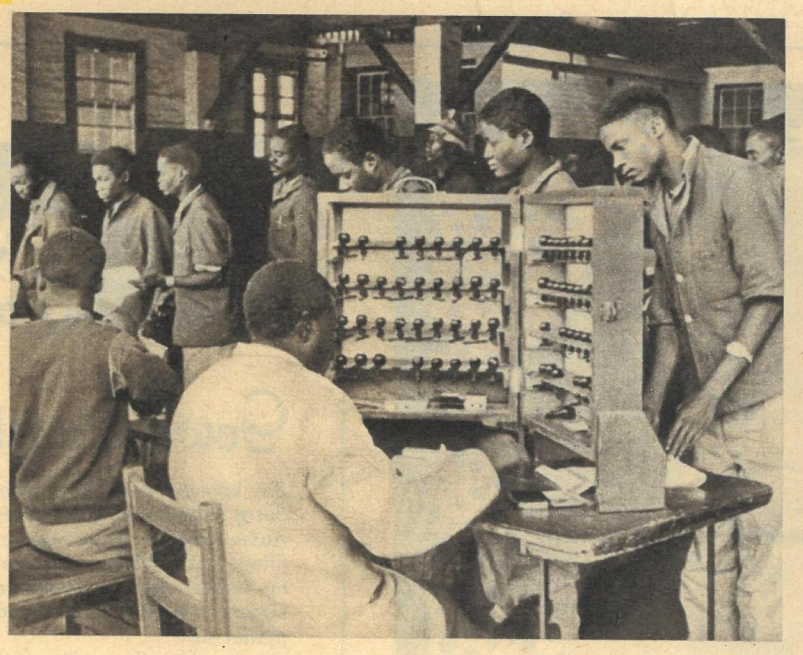
Vor etwa hundert Jahren nahm die Königin Viktoria die Swasi, die Basuto und die Betschuanen in Südafrika unter ihre Fittiche. England machte sich diese Völker untertan und deren Territorien zu den britischen Kronprotektoraten Swasiland, Besutoland und Betschuanaland. Im vergangenen Jahr erhielten die Basuto und Betschuanen endlich ihre staatliche Unabhängigkeit: Am 30. September 1966 wurde aus Betschuanaland die Republik Botswana und aus Basutoland am 4. Oktober 1966 das Königreich Lesotho, Swasiland soll bis Ende 1969 Souveränität erhalten.

Die Völker Afrikas begrüßten die Ausrufung der Unabhängigkeit, sie gaben jedoch gleichzeitig ihrer Besorgnis über die Zukunft dieser Länder Ausdruck. Und das mit gutem Grund, wenn man die geographische und ökonomische Lage der ehemaligen Protektorate betrachtet. Lesotho ist wie eine Insel von der Südafrikanischen Republik umbrandet. Botswana und Swasiland sind ebenfalls Enklaven im Territorium, das von Pretoria kontrolliert wird. Die Machthaber der Südafrikanischen Republik hegen schon lange die Absicht, diese Gebiete der SAR einzuverleiben. In Botswana, Lesotho und Swasiland gibt es seit Jahren ein von der SAR-Polizei gelegtes Spionagenetz. Die Agenten haben den politischen Flüchtlingen aus der Südafrikanischen Republik nachzuspüren und zu verhindern, daß sie Südafrika verlassen. Im Grunde kontrollieren die Behörden von Pretoria die Ein- und Ausreise in den drei Ländern, denn deren Verbindungen mit der Außenwelt wickeln sich über das Gebiet und die Flughäfen der Südafrikanischen Republik ab. Der im vergangenen Jahr ermordete Ministerpräsident der SAR Verwoerd hatte kein Hehl daraus gemacht, daß er diesen Umstand benutzen



Da die Landwirtschaft für die Bewohner Botswanas und Lesothos nur geringe Existenzmöglichkeiten bietet, sind die Familienväter meist gezwungen, in den Bergwerken und Fabriken der Südafrikanischen Republik zu arbeiten. Hier sind sie – wie alle Afrikaner – völlig rechtlos. Wer bei den ständigen Paßkontrollen auf den Straßen (Foto rechts) keine Aufenthaltsgenehmigung vorweisen kann, muß für mindestens fünf Wochen ins Gefängnis. Um den südafrikanischen Rassisten auch nach der Unabhängigkeit die billigen Arbeitskräfte aus den ehemaligen Protektoraten zu erhalten, versuchten Londons Diplomaten, die nationalen Kräfte gegeneinander aufzuwiegeln, den Ländern Regierungen aufzuzwingen, die zu Abmachungen mit Pretoria bereit sind, und Stammesfürsten (Foto rechts unten) für ihre Interessen einzuspannen.





wollte, um die Politik der drei Länder zu beeinflussen. Die geplante Einverleibung wird außerdem durch eine „ökonomische Integration" untermauert. Neunzig Prozent des Viehbestandes, der Fleischkonserven, des Obstes, des Tabaks, des Asbests und einiger anderer Güter dieser Länder gehen in die SAR. Die wirtschaftliche Abhängigkeit von der SAR ist vor allem auf die Armut der drei Gebiete zurückzuführen, deren Bevölkerung hauptsächlich von der Viehzucht lebt. Es wäre höchst naiv, anzunehmen, daß Pretoria die wirtschaftliche Abhängigkeit der einstigen Protektorate nicht dazu nützen würde, sie unter seine Kontrolle zu nehmen. Die SAR hat bereits Südwestafrika an sich gebracht, und sie ist durchaus imstande, diesen Ländern gegenüber dasselbe Verbrechen zu begehen.

Wie steht zu all dem Großbritannien, das zur Zeit der Königin Viktoria die Swasi, die Basuto und Betschuanen unter seine Schirmherrschaft nahm? Nun, diejenigen, die diese Völker seinerzeit huldvoll in Schutz nahmen, geben sie heute ebenso huldvoll den südafrikanischen Rassisten preis. Was die britischen Kapitalgewaltigen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in die Gebiete an den Flüssen Oranje und Limpopo lockte, waren die Goldgruben von Johannesburg und nicht die Sandwüste Kalahari, wo die Betschuanen lebten, und auch nicht die Gebiete der Swasi und Basuto. Diese Territorien boten England lediglich große strategische Vorteile beim Angriff gegen die Freistaaten Transvaal und Oranje.

Durch List und Gewalttätigkeit zwang London diesen Völkern einen Vertrag über Protektorate auf. Sie nahmen sich unter den britischen Afrikabesitzungen wie Aschenbrödel aus. England benutzte diese Territorien später als Lieferanten billiger Arbeitskräfte für die südafrikanischen Bergwerke. Dieser Politik blieb man in London auch dann treu, als die Frage erwogen wurde, den Protektoraten die Unabhängigkeit zu gewähren.

Wie die Regierung von Botswana ausgerechnet hat, wird die junge Republik in den nächsten fünf Jahren 30 Millionen Pfund Sterling brauchen, um auch nur die allerersten Schritte zur Selbstversorgung zu machen. Aus Großbritannien wurde jedoch bekannt, daß die englische Regierung nach der Anerkennung der Unabhängigkeit seinen einstigen Besitzungen selbst die kargen Subsidien von früher entziehen will, also stehen die Aschenbrödel in der Freiheit ohne Mitgift da, dem gierigen Zugriff der Südafrikanischen Republik ausgeliefert.

Der Kampf der Afrikaner in der SAR und den früheren Protektoraten ist dadurch erschwert, daß sie vom befreiten Afrika territorial isoliert sind. Angola und Moçambique befinden sich unter portugiesischer Herrschaft, in Rhodesien hat Ian Smiths rassistische Bande die Macht an sich gerissen. Diese drei Gebiete bilden gleichsam einen Festungswall um die Südafrikanische Republik. Er hat aber auch Breschen. Vorwiegend Botswana könnte kraft seiner geographischen Lage zu einem Stützpunkt im Kampf gegen das rassistische Regime werden. Es grenzt an Sambia, das vielen politischen Flüchtlingen aus der SAR – auch zur Zeit der britischen Kontrolle im Protektorat – Asyl bot. Unzählige von ihnen kehrten als geschulte Freiheitskämpfer zurück.

Text: Juri Botschkarjow / Fotos: Archiv (4), Zentralbild

DING MIT PFIFF 7

WISSENSTOTO
ZUM 50. JAHRESTAG
DER OKTOBERREVOLUTION

Die Sowjetunion baute den ersten atomkraftgetriebenen Eisbrecher der Welt. Wie lautet sein Name?
a) Krassin
b) Lenin
c) Swerdlowsk

Wir erwarten Ihre Antwort bis zum 17. Februar 1967 auf einer Postkarte (Kennwort: Ding mit Pfiff 7)

Zur Auslosung kommen:
1 Gewinn in Höhe von 50 MDN
5 Gewinne zu je 10 MDN

Außerdem sind alle Einsender richtiger Lösungen noch an zwei großen Auslosungen des Jahres beteiligt.

Viel Glück wünscht Ihnen Ihre
REDAKTION ZEIT IM BILD,
806 Dresden, Radeberger Straße 14b

Auflösung DING MIT PFIFF 3: a) Moskwitsch, b) Saporoshez, c) Wolga.
Es gewannen: **50 MDN:** Ingrid Schuldt, Rostock. **Je 10 MDN:** Wilfried Otto, Kleinragewitz (Kreis Oschatz); Karl Winzer, Oberweißbach (Thür.); Regina Görsch, Weiden (Kreis Roßlau); Dietmar Noack, Halle; Peter Rülke, Leipzig.

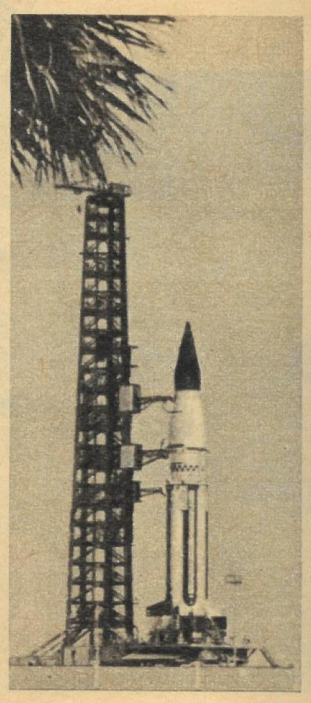
Foto: „Ogonjok"

BRINGT UNTER ANDEREM IM NÄCHSTEN HEFT:

„Von der Suppenkelle zur Ersten Geige"

zb-Besuch beim Ersten Konzertmeister der Deutschen Staatsoper Berlin, Professor Egon Morbitzer.

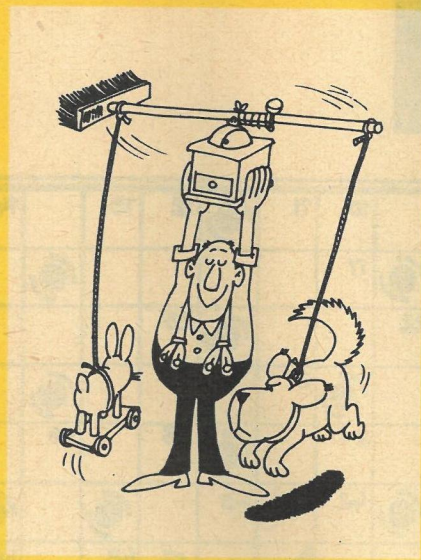
Raumfahrttriebwerke mit Zukunft

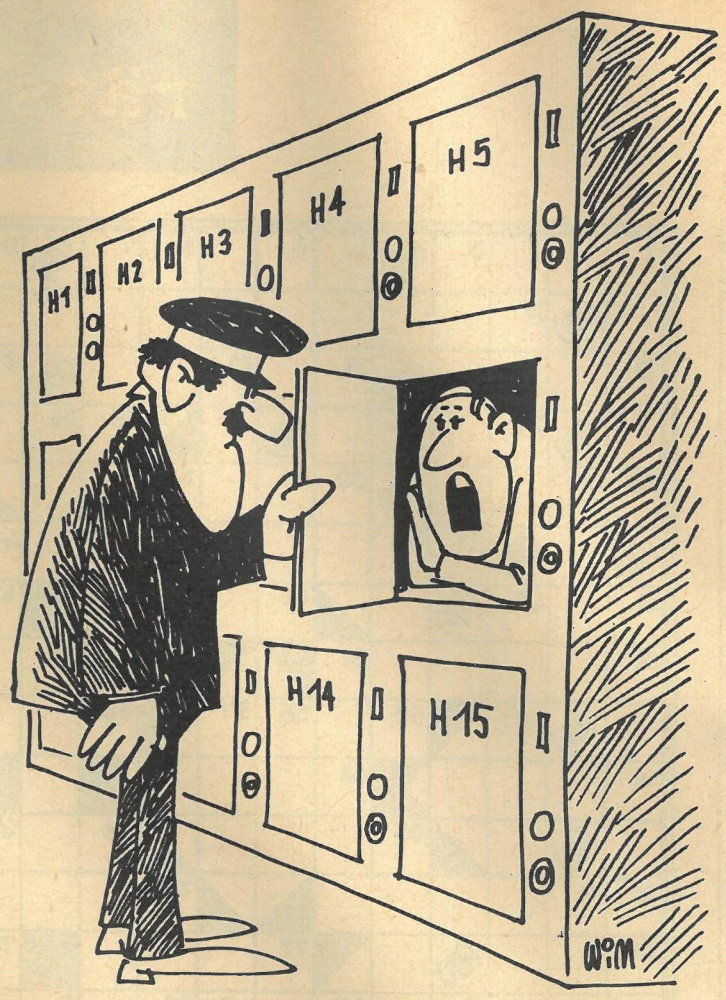


Wie funktionieren Kernenergie-, Ionen- und Lichtbogentriebwerke? Wie können die Flugzeiten zu anderen Planeten verringert werden? Antwort gibt eine Dokumentation von Heinz Mielke, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft.

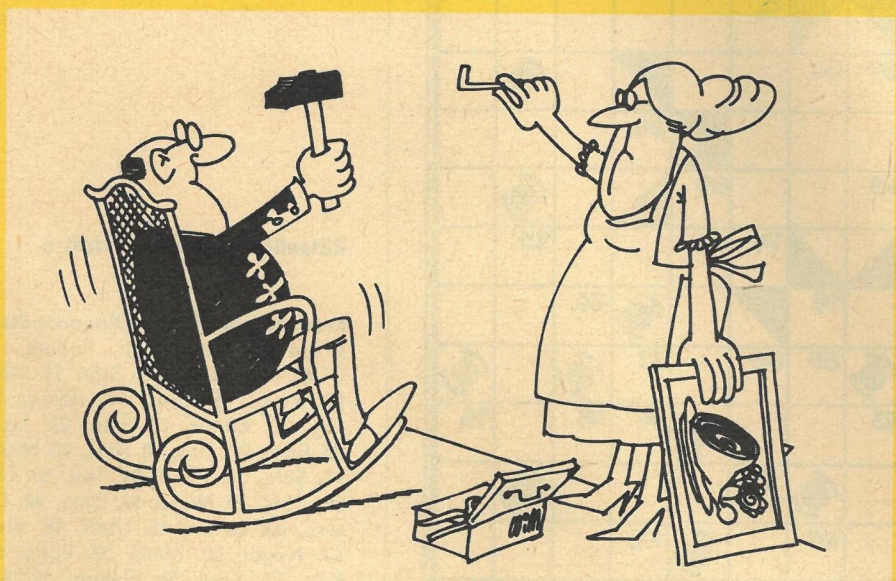
Unsere Sportbetrachtung: **„Kurvenstars"**

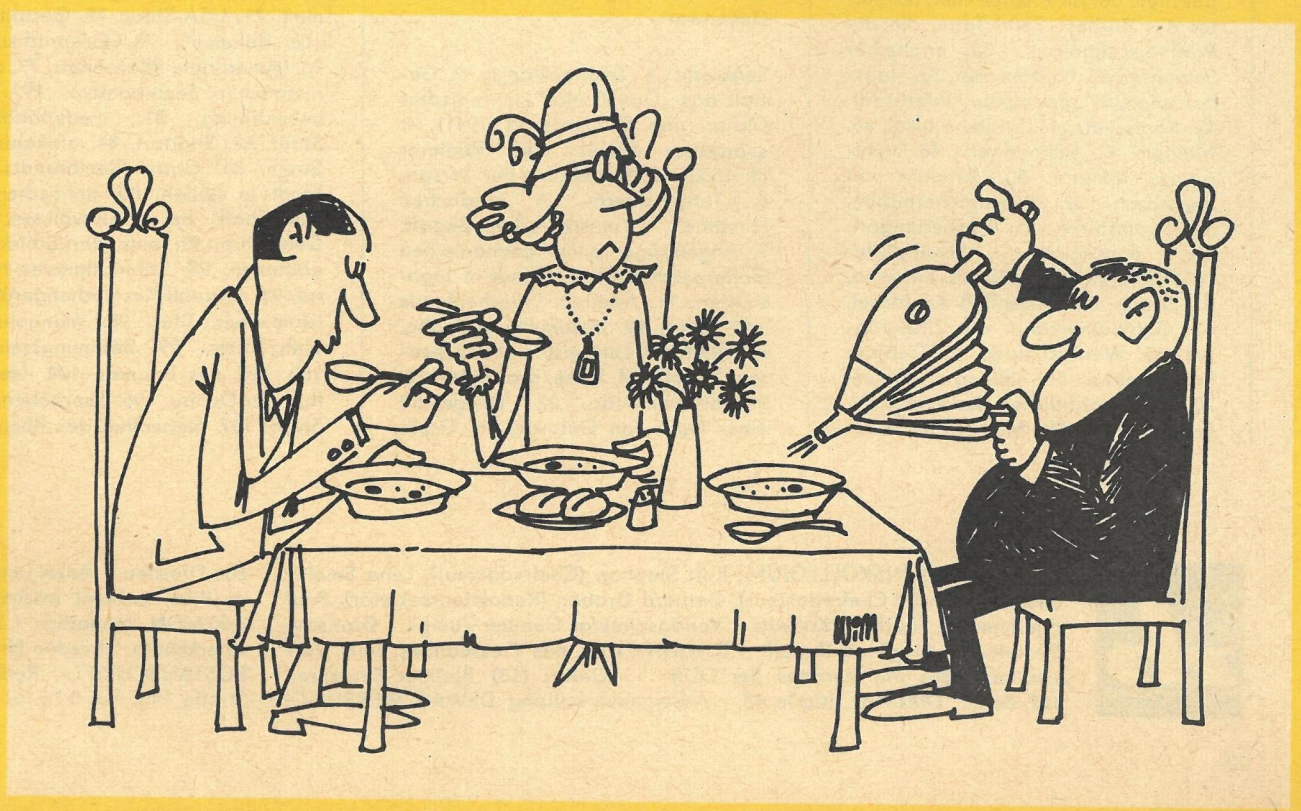
Praktische Winke von Willy Moese



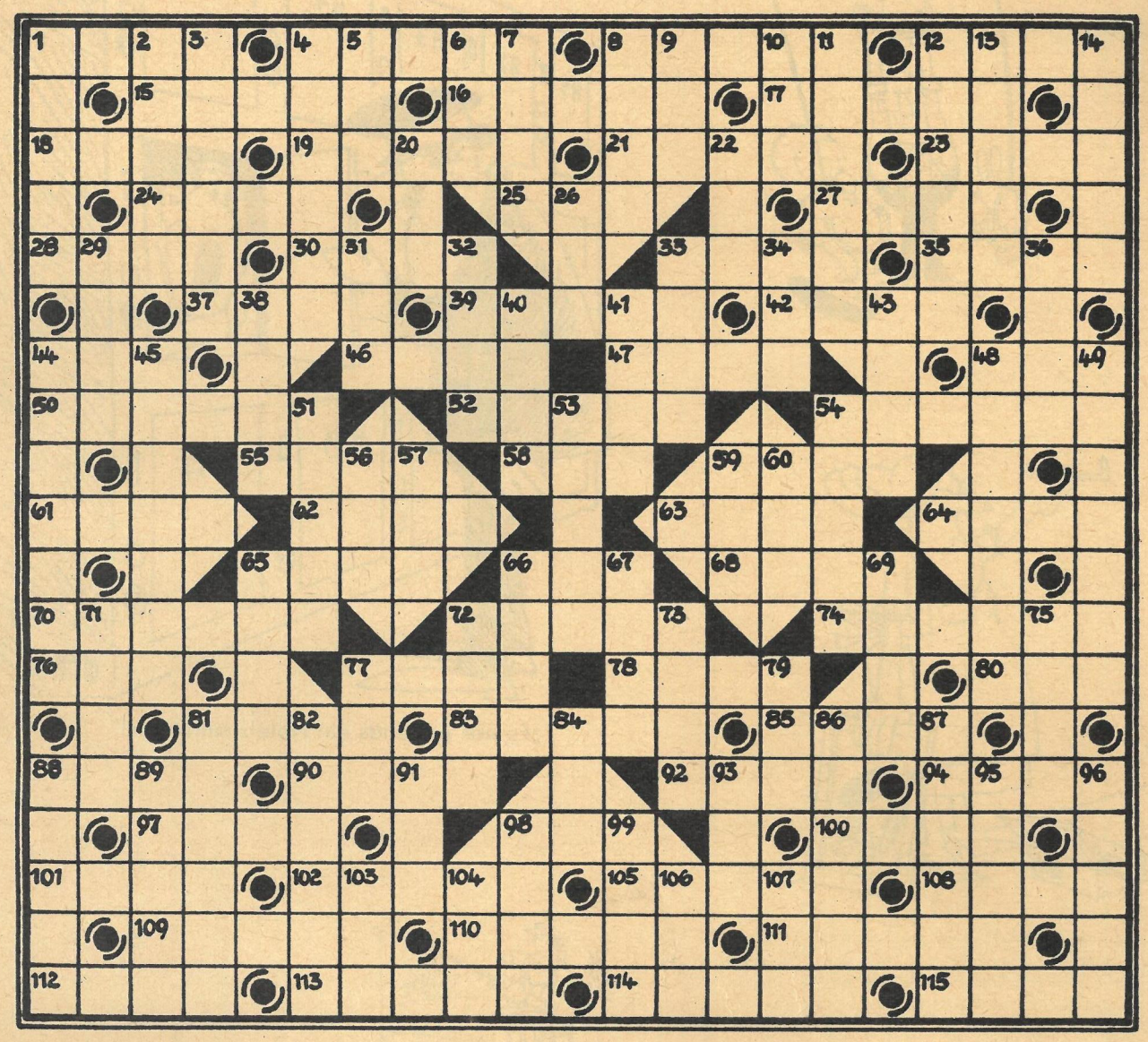


„Es war nirgends ein Hotelzimmer frei!"





rätsel

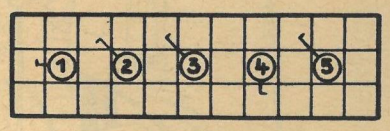


Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Dichter, 4. Rundgang, Streife, 8. Tierwelt eines Gebietes, 12. Vereinbarung, Vertrag, 15. Stoffeinfärbeart, 16. Geschwür, 17. Asiat, 18. Futterbehälter, 19. Sand-, Schlammbank, 21. sandiges Gebiet an der Nordseeküste, 23. Verbindungsbolzen, 24. Theaterplatz, 25. Alpenschriftsteller († 1896), 27. Harzflüßchen, 28. arabischer Titel, 30. Autor des Buches „Zehn Tage, die die Welt erschütterten", 33. englischer Seefahrer, 35. Lanzenreiter, 37. Haushaltsplan, 39. japanische Hafenstadt, 42. Kopfschutz, 44. britische Insel, 46. Maifisch, 47. Bühnenwerk, 48. mehlartiges Mineral, 50. Sinfonie von Beethoven, 52. Aussprachezeichen, 54. Stromstärke, 55. Pferdegangart, 58. norwegischer Schriftsteller († 1908), 59. altrömisches Gewand, 61. Schlag, 62. Nebenfluß der Mosel, 63. Getreideunkraut, 64. Zitterpappel, 65. Wandschmuck, 66. Gebirge in Marokko, 68. sibirischer Strom, 70. vorgeschichtliches Steingrab, 72. Leitgedanke, 74. Muster, anschauliche Darstellung, 76. Lebensgemeinschaft, 77. sowjetische Halbinsel, 78. Mißgunst, 80. Farbe, 81. Blattschneiderameise, 83. französischer Maler († 1883), 85. Berg bei Innsbruck, 88. kaufmännischer Begriff, 90. Behältnis, 92. Gebirge in Griechenland, 94. Stadt in Westsibirien, 97. Vorzeichen, 98. oberitalienische Stadt, 100. indisches Frauengewand, 101. Wasserpflanze, 102. Fußpunkt des Himmels, 105. russischer Volkstanz, 108. Zufluchtsstätte, 109. kleines Raubtier, 110. Stadt in Belgien, 111. Viehhüter, 112. ägyptische Baumwolle, 113. kleiner Lachsfisch, 114. Teil der Karpaten, 115. Opernkomponist der Gegenwart.

Senkrecht: 1. Taschenklappe, 2. Gestalt aus „Don Carlos", 3. indischer Dichter und Philosoph († 1941), 4. spanischer Maler und Radierer († 1652), 5. Nebenfluß der Wolga, 6. Tongeschlecht, 7. nordisches Hirschtier, 8. musikalischer Begriff, 9. Angehöriger eines germanischen Göttergeschlechts, 10. Stadt in Jugoslawien, 11. Altertum Griechenlands und Roms, 12. bestimmte Aufgabe, Abschnitt, 13. Luftgeist in Shakespeares „Sturm", 14. Riese, Kraftnatur, 20. Wendekommando, 22. Titelgestalt einer Oper von Gotovač, 26. Großmutter, 29. kraterförmige Senke, 31. griechischer Buchstabe, 32. Gewürzpflanze, 33. Umhang, 34. Sinnesorgan, 36. Strom in Mittelasien, 38. musikalisches Gleichmaß, 40. starke Leine, 41. Gesetzbuch, 43. Hauptstadt von Peru, 44. folgerichtiges und planmäßiges Verfahren, 45. Prosaerzählung, 48. Komponist der DDR (NPT), 49. Vortrag, Berichterstattung, 51. Arsenwasserstoff, 53. Preisgrenze, 54. Triebkraft, 56. Speisefisch, 57. Kurort, 59. Geländeeinschnitt, 60. feierliches Gedicht, 65. Ostseemeerenge, 66. europäische Hauptstadt (landessprachlich), 67. Schluß eines Musikstückes, 69. englisches Flächenmaß, 71. USA-Staat, 72. Gestalt aus „La Boheme", 73. Einspruchsrecht, 75. immergrüne Pflanzenart, 77. amerikanischer Segelboottyp, 79. Tonbezeichnung, 81. niederländische Stadt, 82. Sportart, 84. afrikanischer Strom, 86. Gattin Rembrandts, 87. Stadt in Italien, 88. politische Gemeinschaft bei Naturvölkern, 89. Denklehre, 91. eine der Schicksalsgöttinnen, 93. internationaler Hilferuf, 95. neuzeitliches Küchengerät, 96. islamischer Titel, 98. mongolischer Viehzüchter, 99. Betonungszeichen, 103. Teil des Baumes, 104. Nebenfluß der Donau, 106. oberitalienische Stadt, 107. Nebenfluß des Rheins.

Zahlenband



Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in der angegebenen Richtung.
1. bedeutende sowjetische Violinvirtuosen, 2. Querbalken, 3. Schachfigur, 4. immergrüner Zierstrauch, 5. Stechmücken.

Rätsellösungen aus Heft 6

Kreuzworträtsel mit Diagonalrätsel. Waagerecht: 1. Tapete, 4. GUM, 7. Strand, 10. Star, 11. Alai, 12. Karo, 16. Laus, 17. Ikarus, 19. Log, 20. Elbrus, 22. Lisa, 23. Insel, 25. Ester, 27. Zins, 28. Ross, 30. Meile, 31. Sole, 33. Plaid, 34. Tau, 36. Nis, 38. Irbis, 39. Niere, 40. Oma, 42. Diwan, 43. Lenau, 45. Utah, 46. Bien, 47. Negoi, 50. Meta, 52. Egge, 54. Pisa, 57. Krim, 59. Elektra, 62. Antenne, 64. Tael, 65. Rain, 66. Tal, 67. Kur, 68. Ahle, 70. Egon, 73. Episode, 75. Karotin, 78. Kult, 79. Kano, 80. Eden, 85. Ober, 88. Laage, 90. Leba, 91. Elba, 92. Epsom, 94. Adler, 95. SIS, 96. Orgel, 97. Zille, 98. Moa, 100. Ree, 101. Davit, 102. Inge, 104. Laube, 107. Niet, 109. Paul, 111. Onkel, 113. Unita, 115. Earl, 118. Leiste, 119. Alt, 120. Assuan, 121. Kemi, 122. Ukas, 123. Zinn, 124. Eros, 125. Lanner, 126. Err, 127. Lehrer. – Senkrecht: 1. Takel, 2. Paris, 3. Stoss, 4. Grille, 5. Mangel, 6. Valet, 8. Arasi, 9. Dosis, 13. Okarina, 14. Eris, 15. Ebro, 16. Luzerne, 18. Unstrut, 21. Lessing, 24. Emu, 26. Sen, 29. Odium, 32. Liane, 35. Aeta, 37. Idee, 40. Ohm, 41. Abt, 43. Lupe, 44. Nase, 48. Garn, 49. Imme, 51. Ehre, 53. Gina, 55. Illampu, 56. Akt, 57. Ken, 58. Insulin, 60. Tacho, 61. Allee, 62. Artek, 63. Timor, 68. Ast, 69. LDPD, 71. Gabe, 72. NOK, 73. Ekel, 74. Ilia, 76. TASS, 77. Norm, 80. Eeden, 81. Element, 82. Nero, 83. Gas, 84. Fes, 85. Oboe, 86. Barents, 87. Reede, 89. Galilei, 93. Plateau, 99. Ale, 100. Ren, 103. Gose, 105. Alaune, 106. Butter, 108. Iasi, 109. Pokal, 110. Ulmen, 112. Kenia, 114. Iason, 116. Anker, 117. Laser.

Diagonalrätsel: 1. Lingner, 2. Kurella, 3. Rastral, 4. Methode, 5. Heroine, 6. Bormann, 7. Fallada. – Lushina

Zahlenband: 1. Amarelle, 2. Balearen, 3. Laborant, 4. Narzisse, 5. Sibelius.

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM: Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Gerhard Graban (Redaktionssekretär), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz · Verlagsdirektor Günther Zumpe · Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf · Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Druck: (13) Berliner Druckerei, 102 Berlin, Dresdner Straße 43 · Anzeigenverwaltung DEWAG WERBUNG, 806 Dresden · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 53 · Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 30 Pf, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 MDN, monatlich 1,30 MDN · Bankkonto DN, Dresden 4/1862 · Postscheckkonto: Dresden Nr. 4565
POSTANSCHRIFT: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14b, Ruf 5 16 16, 5 17 65, Telex Dresden 02 412

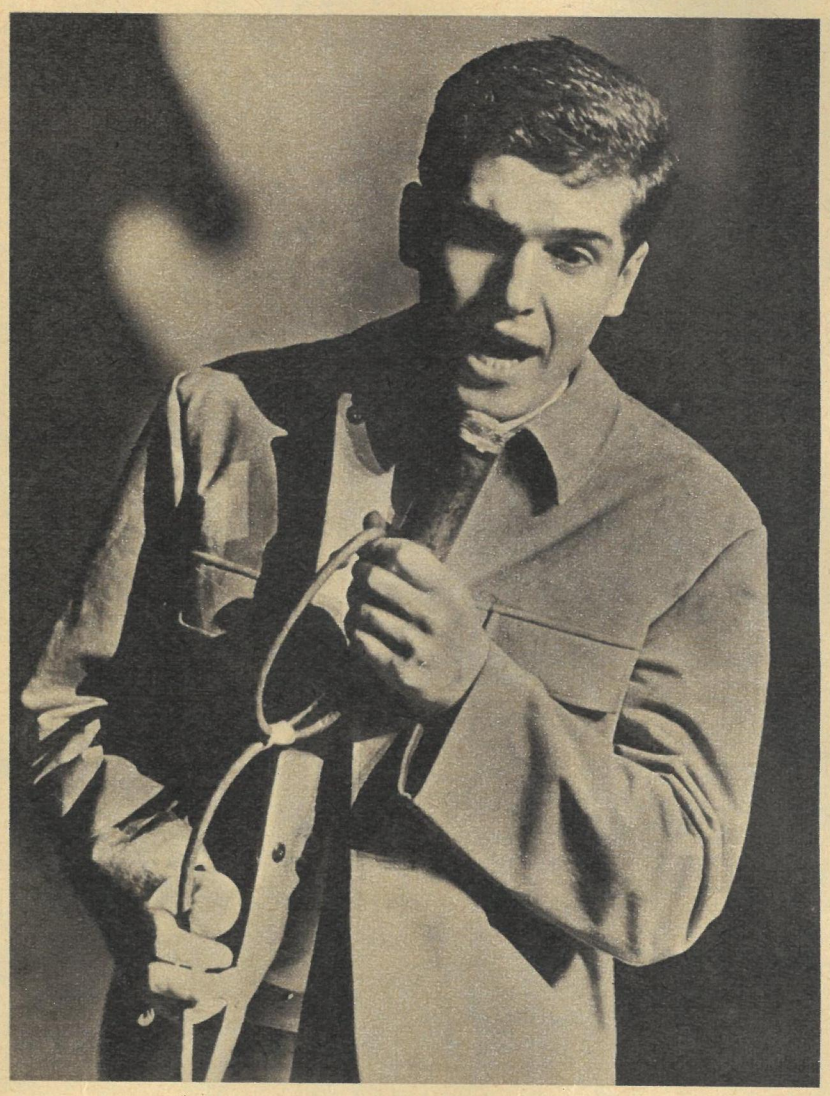
Aufs falsche Pferd gesetzt?

Ich kam zu spät. Schlagerjockei Frank Schöbel (siehe Titelbild), bislang beim Noten-Rennen in vielen Sätteln gerecht, will umsatteln. Geübt auf dem phonetischen Wellen-Parcours, möchte er fortan im Galopp die Zügel eines anderen Berufes in die Hand nehmen: Monokolator. Das Studium dieses interessanten Handwerks hat er – wie er sagt – bereits begonnen.

Ich kam nicht zu spät; das ist natürlich purer Blödsinn (wenn man so will, ein verfrühter Aprilscherz), die Geschichte mit dem ominösen Berufswechsel – Frank Schöbel erzählte davon mit Augenzwinkern, weil über ihn sonst schon alles gesagt und geschrieben wurde. Jeder weiß, daß er aus Leipzig kommt, einst Mechaniker lernte, eine Stippvisite bei den Thomanern gab, rund zehn Sportarten – bloß keine richtig – betrieb und das erste Mal, achtzehnjährig, auf der Abschlußfeier seiner Schule zwitscherte. Wir brauchen davon also nicht zu berichten. Und wer's nicht weiß, kann in einschlägiger Literatur nachlesen. Mithin, Frank Schöbel wollte dem Reporter nur „etwas Neues" bieten. Er weiß, Journalisten suchen Sensationen. So berichtete kürzlich der Kollege einer anderen renommierten Illustrierten, daß Frank Schöbel als singender Zelluloid-Don Juan Freddy in dem neuen DEFA-Film „Hochzeitsnacht im Regen" auf der Ehefährte seiner Musicalpartnerin Gaby (alias Traudel Kulikowski) wandle. Zahlreiche junge Damen zwischen Abbendorf (Postleitzahl 3561) und Zwota (9657), die die journalistische Kurve nicht mitbekamen, vergossen daraufhin in ihrer heimischen Kemenate Tränen und erhoben Selbstanklage: Ich komme zu spät! Da aber auch dieser Filmgag reine Erfindung – wie der „Monokolator" – ist, können die weiblichen Anhänger von Frank Schöbel weiterhin beruhigt sein. Auch wenn im Kino demnächst das Gegenteil gezeigt wird.

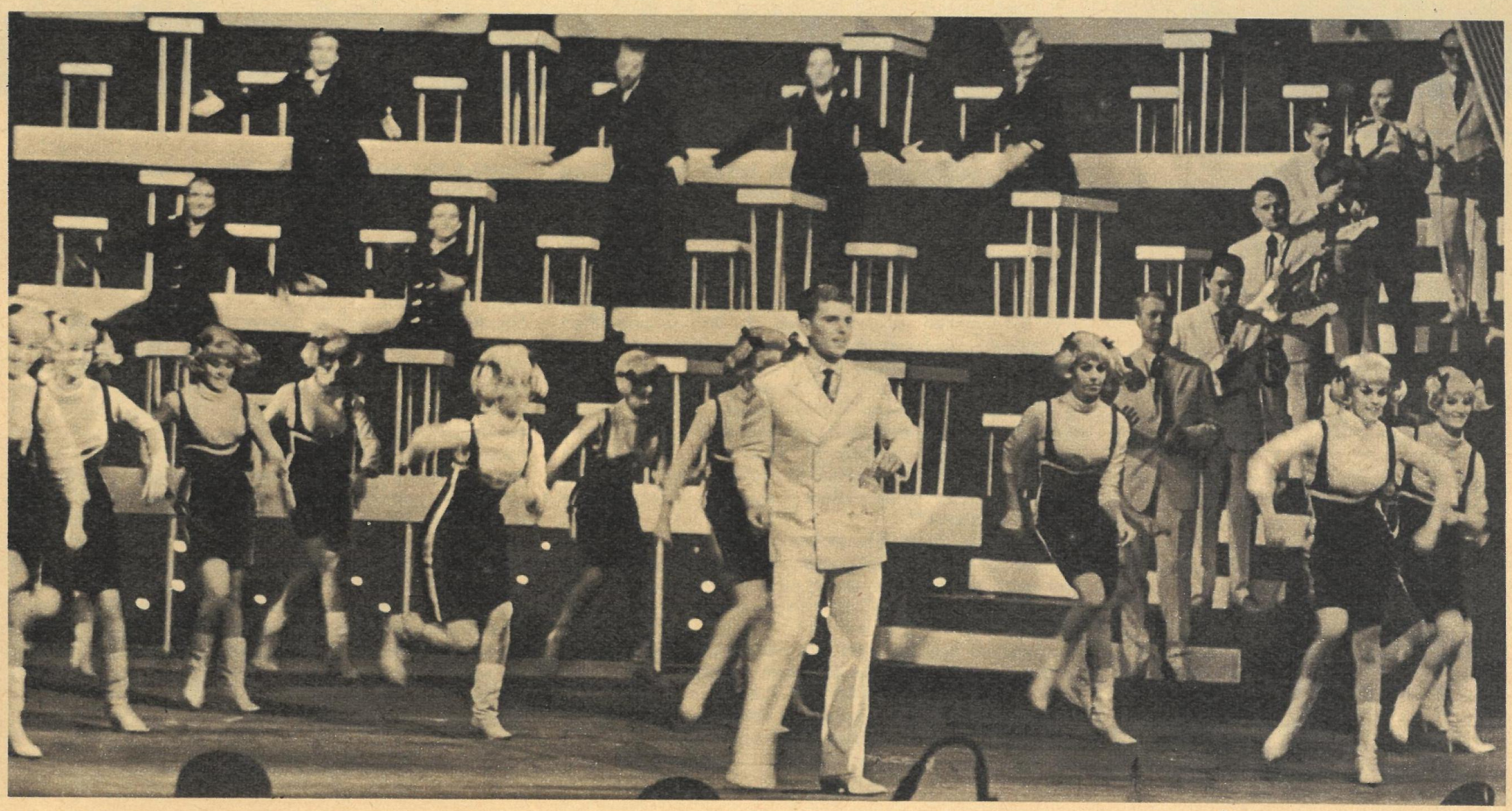
„Ich kam zu spät" ist auch ein zur Zeit gängiger Schlagertitel. Der Song, gegenwärtig Nummer 1 der Musikparaden unserer Rundfunksender, hat einen beträchtlichen Vorsprung vor seinen Konkurrenten. Vermutlich wird die Gesangsnummer ähnlichen Erfolg haben wie die rund zwei Dutzend Schlager, die F. S. erst zu Schlagern machte. Erinnern Sie sich? Beim „Party-Twist" gab es „Teenager-Träume". Daraufhin gestand er: „Baby, du bist o. k." Doch sachte, sachte: „Du mußt nicht weinen", sonst „Schau lieber weg". Alles Schöbel-Zugstücke mit großen Plattenauflagen.

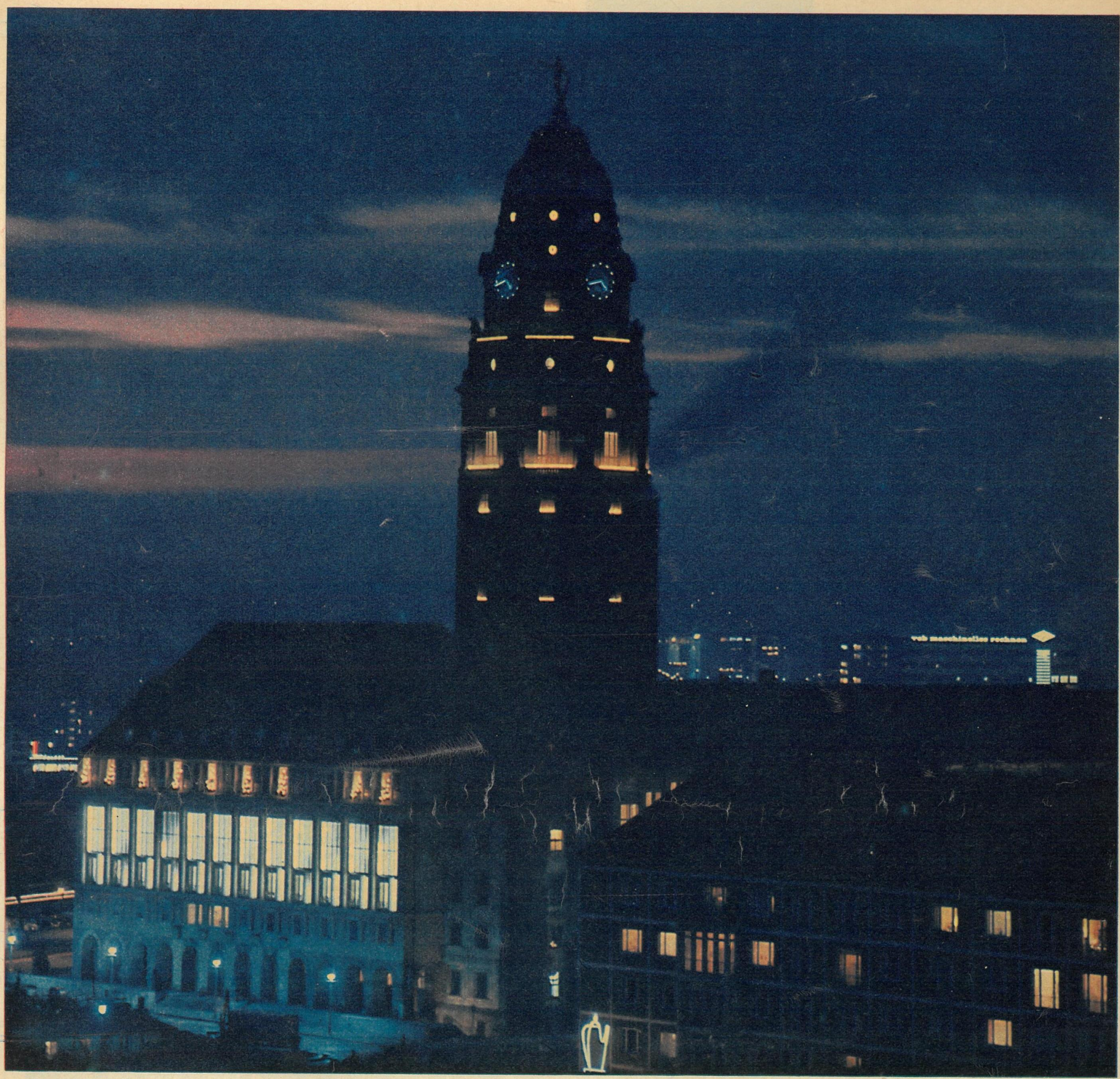
Apropos Platten: Als kürzlich für irgendeine Plattenrückseite ein Titel gesucht wurde, spielte Frank Schöbel dem Amiga-Chef Kähne kurzerhand eine eigene Komposition vor, und siehe da, sie wurde angenommen. Gerd Natschinski gab noch wertvolle Hinweise und arrangierte alles, so daß der Titel „So wie wir zwei" schließlich in die Plattenpresse gelangte. Seitdem hat Frank Mut und schon etwa zehn Titel komponiert.



Singen, Komponieren, Show- und Schauspielern – immer noch in vielen Sätteln gerecht. Da gibt's wohl kaum noch Wünsche? Doch: Er möchte allzugern mal eine eigene Fernsehsendung machen, mit allem Drum und Dran. Nicht nur mit Schlagern, sondern eine breite Palette von der Folklore bis zum Beat. Na, hoffentlich kommt er da nicht zu spät . . .

Text und Fotos: Helmut Raddatz





DIALOG UM HALB ACHT

„Wenn Krieg herkommt, weißt du, kommt da auch Feuer in unser Haus?" Morgens, auf dem Wege zum Kindergarten, ohne jeden Anlaß für ein fünfeinhalbjähriges Kind, wurde ich so von meiner Tochter gefragt, und ich erschrak.

Was bewegt sie, überlegte ich. Aber Kindern muß man antworten. Ich konnte ihr nicht einfach sagen: Krieg wird nicht herkommen; ich weiß doch um den Grauen Plan jener Leute, die Feuer werfen wollen, auch in unser Haus, auch auf meine Tochter.

„Na, was ist?" forschte das Kind, unerbittlich, wie Kinder uns täglich ihre großen Fragen stellen. „Was soll sein? Krieg kommt bestimmt nicht, also brauchst du auch keine Angst vor Feuer zu haben!" Das Wort b e s t i m m t schien ihr offenbar verdächtig. Ich sah, daß sie überlegte. An der Tür des Kindergartens fragte sie: „Du weißt es wohl nicht genau?"

„Doch, doch, ich weiß es genau. Die Flugzeuge, sie passen auf. Sie lassen den bösen Krieg nicht herein!" Sie sah mich beruhigt an; ganz zufrieden erschien sie mir nicht. „Sei schön artig", bat ich sie noch und winkte ihr nach.

Den ganzen Tag ließ mich ihre Frage nicht mehr los. Am späten Nachmittag holte ich mein Töchterchen ab und fuhr mit ihr in die Stadt. Im Rathaussaal waren die Fenster hell erleuchtet, und meine kleine Begleiterin wollte gleich dort einmal hingehen. Meine Erklärung, daß dort die Stadtväter versammelt sind und beraten, wie die Stadt noch schöner gestaltet werden könnte, wurde nicht akzeptiert. Aber wir konnten wirklich nicht in den Saal, weil wir leider nicht gewählt sind. Und es muß ja alles seine Ordnung haben. „Wo wollen wir dann hin?" fragte sie, als ihr selbst der lichtgeschmückte Rathausturm nicht mehr länger imponierte. „In die Milchbar, Sahne essen!" sagte ich schnell.

Sie stopfte den süßen Schnee in den Mund und war glücklich. Aber später, vor den vielen Schaufenstern erwachten bald neue Wünsche in ihr, aber nur einer – die Pädagogik ist oft schmerzlich für Väter – durfte erfüllt werden. Wir kauften ein kleines Flugzeug, silbern und mit zarten Propellern. Sie wollte, daß es in der Stube hängen sollte, und so geschah es auch.

Am nächsten Morgen, vor dem Weggang zum Kindergarten, lief sie von der Tür plötzlich noch einmal zurück in die Stube, stand dort und sah prüfend hinauf zu ihrem Flugzeug. Stumm folgte sie mir dann die Treppe hinunter, nahm auf der Straße meine Hand, und wie um sich zu entschuldigen, erklärte sie: „Ich mußte noch mal gucken, ob das Flugzeug auch richtig aufpaßt, wo soviel schöne neue Häuser in unserer Stadt sind und Mutti allein zu Hause ist, stimmt's Vati?"

Ich schwieg betroffen. Sie ließ meine Hand los, hüpfte, ihr Täschchen schwenkend, vor mir her und sang. Immer wenn sie sehr zufrieden ist, singt sie.

Foto: Paul Friedemann / Text: Gottfried Herold

AUF DER SPUR UNSERER TAGE